

B

840

.B4

NUNC COGNOSCO EX PARTE



TRENT UNIVERSITY
LIBRARY

Max Bense

SEMIOTIK

**Allgemeine
Theorie der Zeichen**

agis

Max Bense – SEMIOTIK

Max Bense

SEMIOTIK

Allgemeine
Theorie der Zeichen

AGIS-VERLAG BADEN-BADEN

15870 .107
Internationale Reihe Kybernetik und Information Band 4

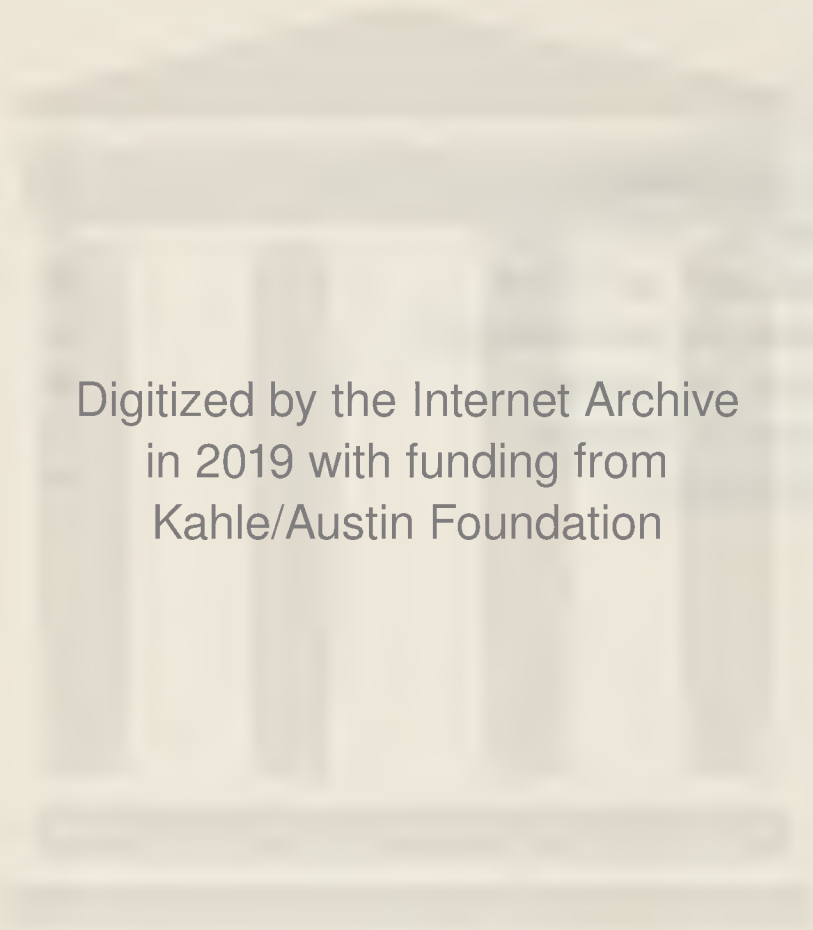
Der Mensch ist ein semiotisches Tier . . .

Felix Hausdorff (Paul Mongré, Sant'Ilario).

© 1967 Agis-Verlag GmbH Baden-Baden
Gedruckt und hergestellt bei der Buchdruckerei Albert Hertel in Kulmbach
Printed in Germany

Inhalt

Vorbemerkung	7
1. Abstrakte Semiotik	9
2. Ästhetische Kommunikation	18
3. Seinsthetik der Zeichen	26
4. Semiotik und Erkenntnistheorie	42
5. Semiotik und Linguistik	58
6. Semiotische Texttheorie	73
Literaturverzeichnis	79



Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Kahle/Austin Foundation

<https://archive.org/details/semiotik0000bens>

Vorbemerkung

Das Thema „Zeichen“ ist in den letzten Jahren durch verschiedene Forschungszweige in den Vordergrund des Interesses gerückt worden. Natürlich ist das Thema als solches recht alt. Von Anfang an war es mit der Entwicklung der geistigen Tätigkeit des Menschen verknüpft. Wissenschaft, Literatur, Kunst, Kommunikation war immer auf „Zeichen“ angewiesen. Doch wurden sie erst verhältnismäßig spät zu einem selbständigen Forschungsgegenstand. Leibniz hat vielleicht am kräftigsten den Blick darauf gelenkt und die wissenschaftliche Bearbeitung eingeleitet. Aber erst mit Charles Sanders Peirce, dem amerikanischen Mathematiker, Logiker und Philosophen, dessen Arbeiten jetzt erst wirksam werden, gewann die „Semiotik“, die „Theorie der Zeichen“, eine wissenschaftliche Konstituierung und Selbständigkeit. Diese Zeichentheorie wurde bei uns vor allem durch Studien und Übersetzungen Elisabeth Walthers bekannt gemacht. Wir werden allerdings in unserer Darstellung nur von den Grundlagen der Peirce'schen Theorie Gebrauch machen und auf die Verwendung der Feinkategorien seiner Klassifikation verzichten. Insbesondere die moderne Ästhetik, dann Texttheorie und Kommunikationstheorie haben schließlich in den letzten Jahren das weite Feld der Anwendung der allgemeinen Zeichentheorie auf der Grundlage der Peirce'schen „triadischen Klassifikationen“ der „Zeichen“ abgesteckt. Es ist klar, daß dabei die ursprüngliche Theorie ihre Erweiterungen und Verfeinerungen erfahren hat. Da jedoch weder die klassische Theorie von Peirce noch deren weitere Entwicklung innerhalb jüngst erschlossener Anwendungsbereiche allgemein bekannt und nur schwer zugänglich ist, schien es mir notwendig, die Ergebnisse zusammenzufassen und in konzentrierter Form übersichtlich darzubieten. Damit soll die Möglichkeit gegeben

werden, Kenntnis von der Theorie überhaupt zu nehmen und Voraussetzungen sowohl für ihre Ausgestaltung als auch für ihre weitere Verwendbarkeit in philosophischen, geisteswissenschaftlichen, naturwissenschaftlichen, nachrichtentechnischen, pädagogischen und künstlerischen Disziplinen zu schaffen.

M. B.

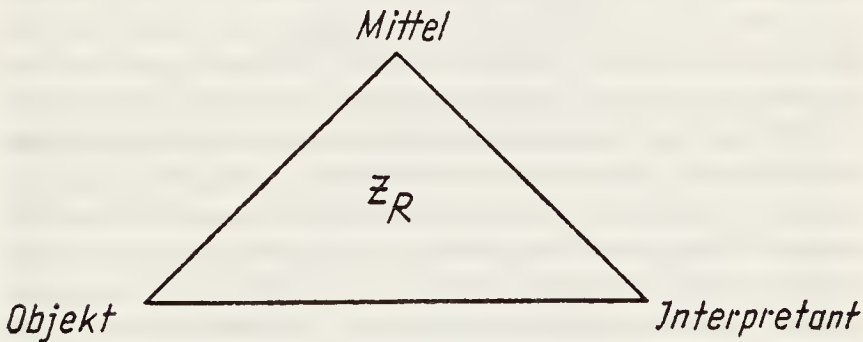
Abstrakte Semiotik

Zeichen ist alles, was zum Zeichen erklärt wird und nur was zum Zeichen erklärt wird.

Jedes beliebige Etwas kann (im Prinzip) zum Zeichen erklärt werden.

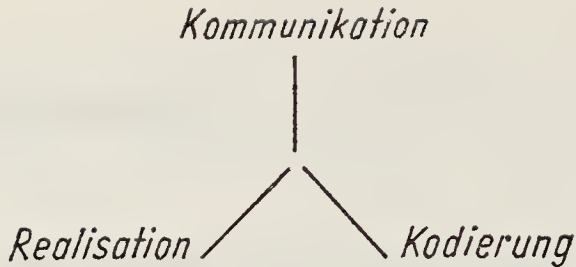
Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermaßen Metaobjekt.

Die Zuordnung, die mit einem zum Zeichen erklärten Etwas gegeben wird, ist triadisch: das Etwas ist als „Mittel“ einem „Objekt“ für einen „Interpretanten“ zugeordnet. Wir sprechen daher von der „triadischen Zeichenrelation“.



Zu dieser „triadischen Zeichenrelation“ gehört die „triadische Zeichenfunktion“, die die drei verschiedenen Funktionsweisen der Zeichen bestimmt: „Realisation“, „Kommunikation“ und „Kodierung“.

Der „Realisationsfunktion“ entspricht offensichtlich der „Objektbezug“, der „Kommunikationsfunktion“ der „Mittelbezug“ und der „Kodierungsfunktion“ der „Interpretantenbezug“.

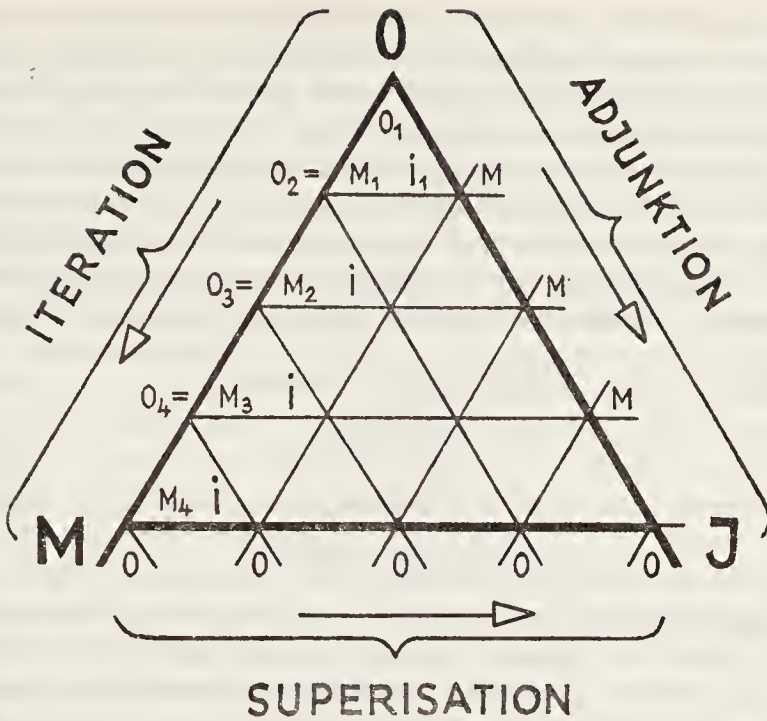


Darüber hinaus wird die Verwendbarkeit der „Zeichen“ durch drei „Zeichenoperationen“ bestimmt:

1. *Adjunktion* von Einzelzeichen zu Zeichenreihen (Verkettung);
2. *Iteration* eines Zeichens, d. h. die Bildung des „Zeichens des Zeichens“ bzw. „Zeichen des Zeichens des Zeichens“ usw.;
3. *Superisation* von Zeichen zu Zeichengestalten und Zeichenstrukturen bzw. zu Superzeichen.

Zum schematischen Verständnis dieser drei Zeichenoperationen ist zu berücksichtigen, daß „Adjunktion“ immer „objektbezogen“ ist, adjunktierte Zeichen also nur Gegenstände verketteten, während „Iteration“ stets „mittelbezogen“ ist, das Zeichen also nur als Mittel betrifft (denn nur das bezeichnende Zeichen kann reflektiert werden, aber nie das bezeichnete Sein) und „Superisation“ schließlich nur „interpretantenbezogen“ sein kann, da die Bildung des „Superzeichens“ in jedem Falle eine Interpretation, eine Kodierung (z. B. die Objekte „Feld“, „Wald“, „Berg“ zur „Landschaft“) darstellt. Mit Morris kann schließlich noch von „Zeichendimension“ gesprochen werden, wobei der Ausdruck „Dimension“ so viel wie Freiheitsgrad des Gebrauchs bedeutet. Dabei ist zwischen *syntaktischer* (Zeichen in Beziehung zu Zeichen), *semantischer* (Zeichen in Beziehung zu Objekten) und *pragmatischer* (Zeichen in Beziehung zum Verwender) *Dimension* zu unterscheiden.

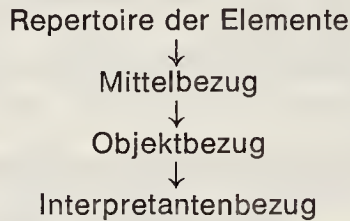
Im Rahmen des triadischen Zeichenmodells könnte die „Syntaktik“ der Zeichen dem „Mittelbezug“, die „Semantik“ dem



„Objektbezug“ und die „Pragmatik“ dem „Interpretantenbezug“ zugeordnet werden. Doch wären damit diese Dimensionen der Zeichen nicht scharf genug erfaßt. Vielmehr hat jede Dimension selbst eine semiotische und damit triadische Bedeutung. In der syntaktischen Dimension fungiert das Zeichen als „Legizeichen“ (im Mittelbezug), als „Symbol“ (im Objektbezug) und als „Argument“ (im Interpretantenbezug). In der semantischen Dimension ist es „Sinzeichen“ (im Mittelbezug), „Index (im Objektbezug) und „Dicent“ (im Interpretantenbezug) und in der pragmatischen Dimension ist es „Qualizeichen“ (im Mittelbezug), „Icon“ (im Objektbezug) und „Rhema“ (im Interpretantenbezug).

Wichtiger indessen ist das „generative Zeichenschema“, das die Aufeinanderfolge der Zeichenbezüge vor allem in kommunikativen Zeichenprozessen beschreibt. Geht man hier von

den materialen Elementen der Signale einer emittierenden Quelle aus, so erfolgen die semiotischen Apperzeptionen im perzipierenden Bewußtsein nach einem Schema, danach gegebene Signale dadurch zu Zeichen werden, daß sie erst als „Mittel“, dann in Bezug auf das „Objekt“ und schließlich in Bezug auf den „Empfänger“ (bzw. „Interpretanten“) zu Zeichen erklärt werden. Das bedeutet, daß der „Mittelbezug“ den „Objektbezug“ und der „Objektbezug“ den „Interpretantenbezug“ konstituiert, wie es folgendes generative Schema zeigt:

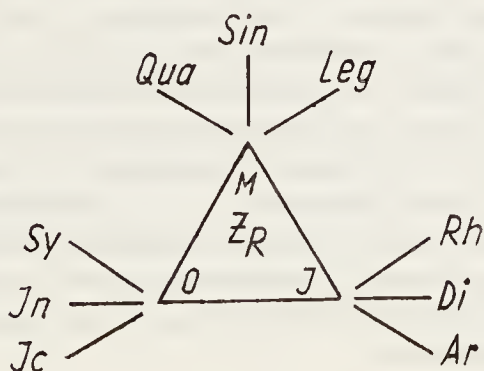


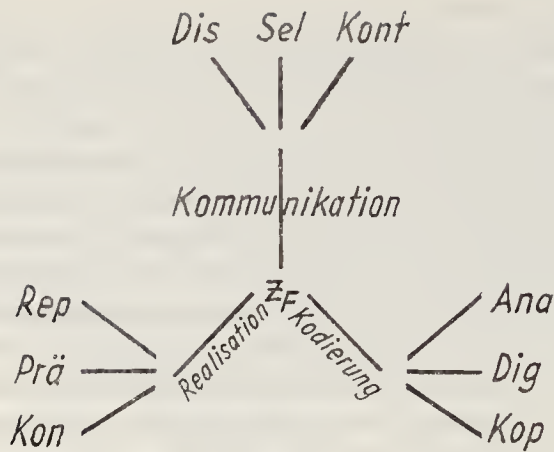
Als „Mittel“ kann ein Zeichen 1. „qualitativer“ Natur sein, z. B. wenn der Zustand „Wärme“ als Zeichen benutzt wird, 2. „singuläre“, einmalige, originale Beschaffenheit haben, was z. B. gerade für Kunstwerke zutrifft, und 3. „gesetzmäßige“ Verwendung einschließen, was z. B. für die Wörter einer Sprache gilt, die selbstverständlich nur dann sinnvoll benutzt werden, wenn sie syntaktisch und grammatisch richtig gewählt wurden. Peirce hat für diese drei Arten, „Mittel“ zu sein, die Ausdrücke „Qualizeichen“, „Sinzeichen“ und „Legizeichen“ eingeführt, die auf Grund vorstehender Kennzeichnung ohne weiteres verständlich sind.

Was nun den „Objektbezug“ eines Zeichens anbetrifft, so ist hier zwischen bloßem „Symbol“, abbildendem oder übereinstimmendem „Icon“ und anzeigendem „Index“ zu unterscheiden. Ein Wort als bloßes Wort genommen ist ein „Symbol“; eine Landkarte oder ein Adjektiv wie „rot“, das ja besagt, daß ein Gegenstand in diesem Merkmal mit anderen übereinstimmt, ist ein „Icon“ und ein „Pronomen“ wie „dieser“ hat indexikalischen Charakter.

Der „Interpretantenbezug“ enthüllt die komplizierteste Seite des Zeichens. In ihm entspringt die gesamte Quelle der Interpretationen, die man einem Zeichen zuwenden kann, vor allem die Operation, die uns veranlaßt, Zeichen immer wieder durch andere Zeichen zu erklären. Insbesondere ist der „Interpretantenbezug“ des Zeichens das eigentliche „Reich der Bedeutungen“. Denn „Bedeutungen“ werden ja nicht „festgestellt“, sondern „interpretiert“, sie existieren nicht als fertige „Wesenheiten“, sondern werden „hergestellt“. Im „Interpretantenbereich“ ist, wie Peirce formulierte, ein Zeichen entweder ein „Rhema“, d. h. ein unabgeschlossenes Gebilde, eine freie „Bedeutung“ wie ein einzelnes Wort, ein Prädikat bzw. ein Schrei oder aber ein „Dicent“, das dadurch charakterisiert ist, daß es wie z. B. ein „Satz“ oder ein „Dreiklang“ der „Behauptung“ fähig, also abgeschlossen ist oder ein sogenanntes „Argument“, das, wie z. B. ein logischer Schluß, in einem abgeschlossenen Zusammenhang seine Existenz, seine „Bedeutung“ gewinnt.

Wie nun dem Mittelbezug, dem Objektbezug und dem Interpretantenbezug der triadischen Relation je drei semiotische Feinbezüge zugeordnet werden, so müssen auch den Funktionen der triadischen Zeichenfunktion weitere triadische Feinfunktionen der Zeichen entsprechen, die schematisch wie folgt angeordnet und bezeichnet sind:





Die „Realisationsfunktion“ des Zeichens ist stets objektbezogen. Sie kann „repräsentieren“ (Rep), sofern sie z. B. den Sachverhalt durch „Symbole“ bzw. „Symbolketten“ (etwa Buchstaben) bezeichnet; sie kann „präsentieren“ (Prä), indem sie den Sachverhalt nur andeutet (durch ein „Symptom“, ein „Stück“, so wie der Pfiff der Lokomotive deren Ankunft anzeigt) und schließlich „konstruieren“ (Kon), wenn z. B. das Objekt durch ein „Modell“ dargestellt wird.

Die „Kommunikationsfunktion“ des Zeichens betrifft seine Übertragbarkeit als „Mittel“. Sie kann „diskret“ (Dis), also unzusammenhängend erfolgen, aber auch „selektiv“, (Sel) auswählend und schließlich „kontinuierlich“ (Kont), also in einem ununterbrochenen Fluß stattfinden. Die „Kodierfunktion“ endlich, die interpretantenbezogen ist, kann „analog“ (Ana), „digital“ (Dig) und „kopulativ“ (Kop) fungieren. Z. B. ist das Schwanken der Stromstärke über der Skala des Ampèremeters eine „analoge“ Kodierung der Änderung der Stromstärke. Die Morseschrift, die mit zwei Zeichen arbeitet, kodiert unsere übliche Sprache „digital“. Die Veränderung der Darstellung eines Sachverhaltes durch Umstellung der Wörter oder der Sätze ist eine „kopulative“ (oder „kompositorische“) Kodierung.

Die in einem gegebenen Repertoire von „Elementen“ erklärten „Zeichen“ sind entweder „einfache“ oder „zusammengesetzte“. Die „zusammengesetzten“ Zeichen entstehen aus „einfachen“ durch Adjunktion, Iteration oder Superisation.

Eine „Zeichenkette“ (z. B. eine Wortreihe) ist ein Beispiel für ein „adjungiert zusammengesetztes“ Zeichen.

Eine „Zeichengestalt“ (z. B. ein Satz) ist ein Beispiel für ein „superiert zusammengesetztes“ Zeichen.

Eine „Zeichenkonvergenz“ (z. B. „das Sein des Seins des Seienden . . .“) ist ein Beispiel für ein „iteriert zusammengesetztes“ Zeichen. Im Prinzip kann die „Verknüpfung“ von Zeichen über allen drei „Bezügen“ erfolgen; d. h. die „Zusammensetzung“ kann aus Komponenten aller „Bezüge“ der „triadischen Relation“ bestehen.

Als Klasse bzw. „Kombinationsklasse“, zu der ein gegebenes Signal, das zum Zeichen erklärt wird, gehört, versteht man die triadische Kombination seiner Bezüge.

Es genügt dabei, von den zehn grundlegenden Klassen, die Peirce unterschied, auszugehen:

1. rhematisch-iconisches Qualizeichen: z. B. Rotempfindung,
2. rhematisch-iconisches Sinzeichen: z. B. singuläres Diagramm,
3. rhematisch-indexikalisches Sinzeichen: z. B. spontaner Schrei,
4. dicentisch-indexikalisches Sinzeichen: z. B. Wetterfahne,
5. rhematisch-iconisches Legizeichen: z. B. allgemeines Diagramm,
6. rhematisch-indexikalisches Legizeichen: z. B. ein Demonstrativpronomen,
7. dicentisch-indexikalisches Legizeichen: z. B. Straßenschilder (Halt!),
8. rhematisch-symbolisches Legizeichen: z. B. Allgemeinbegriff,

9. dicentisch-symbolisches Legizeichen: z. B. ein Satz,
 10. argumentisch-symbolisches Legizeichen: z. B. eine Schluß-
 figur.

Versteht man also unter einem Zeichen z eine dreistellige
 Relation zwischen Mittel, Objekt und Interpretant, also

$$z = R (M, O, I)$$

dann lassen sich die erwähnten triadischen Komponenten,
 die Peirce als semiotischen Feinaufbau des Mittels, des Ob-
 jektbezugs und des Interpretanten eingeführt hat, als Funk-
 tionen der drei Argumente M , O und I darstellen.

Für den triadischen Feinaufbau des Mittels ergibt sich:

$$\begin{aligned} M &= M(M) = \text{Sinzeichen} \\ &= M(O) = \text{Qualizeichen} \\ &= M(I) = \text{Legizeichen} \end{aligned}$$

Für den triadischen Feinaufbau im Objektbezug ergibt sich:

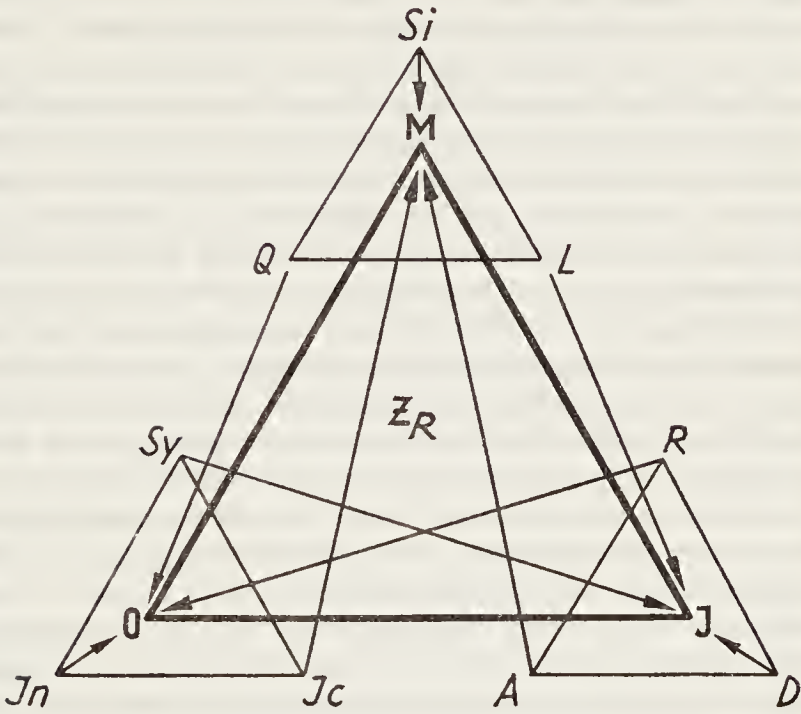
$$\begin{aligned} O &= O(O) = \text{Index} \\ &= O(M) = \text{Icon} \\ &= O(I) = \text{Symbol} \end{aligned}$$

Für den triadischen Feinaufbau im Interpretanten ergibt sich:

$$\begin{aligned} I &= I(I) = \text{Dicent} \\ &= I(O) = \text{Rhema} \\ &= I(M) = \text{Argument} \end{aligned}$$

Die Mittelbezüge „Qualizeichen“, „Sinzeichen“ und „Legi-
 zeichen“ sind nach dem vorstehenden als „Objektbezug des
 Mittelbezugs“, als „Mittelbezug des Mittelbezuges“ und als
 „Interpretantenbezug des Mittelbezugs“ zu beschreiben; die
 triadischen Objektbezüge „Icon“, „Index“ und „Symbol“ als
 „Mittelbezug des Objektbezugs“, als „Objektbezug des Ob-
 jektbezugs“ und als „Interpretantenbezug des Objektbezugs“
 und die triadischen Interpretantenbezüge „Rhema“, „Dicent“
 und „Argument“ als „Objektbezug des Interpretantenbezugs“,
 als „Interpretantenbezug des Interpretantenbezugs“ und als
 „Mittelbezug des Interpretantenbezugs“.

Schema der Zeichenbezüge



Ästhetische Kommunikation

Auch die Kunst ist keine Aktion der Natur, sondern des Geistes. Das bedeutet, daß auch Kunst letztlich nur vom Standpunkt der Intelligenz vollständiges Interesse gewinnen kann. Sie verlangt, wie jeder Gegenstand der Welt und unseres Bewußtseins, ein gewisses Maß an Theorie, um in der Selbständigkeit und Eigenart ihrer Seinsweise verständlich zu werden. Schon frühere Ästhetiken versuchten, ein solches Verständnis zu erzielen und der Kunst einen verfügbaren Ort innerhalb unseres Bewußtseins und seiner spirituellen Zusammenhänge zu verschaffen. Doch machten diese Ästhetiken ihre Begriffe und Vorstellungen von subjektiven und metaphysischen Vorentscheidungen abhängig und vernachlässigten das erforschbare und objektive materiale Sein des Kunstwerks selbst. Erst die moderne Ästhetik, die mit einigermaßen exakten Mitteln arbeitet, hat die frühere Technik der Interpretation durch eine Technik der Observation ersetzt. Davon soll im Folgenden, vor allem was das sprachliche Kunstwerk anbetrifft, die Rede sein.

Jede Einbettung eines Sachverhaltes in den Zusammenhang unseres Bewußtseins bedeutet sein Verständnis. Daraus folgt, daß jedes Verständnis ein Problem der Vermittlung, also der allgemeinen Kommunikation ist. Dementsprechend ist die heutige umfassende Theorie der Kunst im wesentlichen ein Bestandteil der allgemeinen Kommunikationstheorie. Diese allgemeine Kommunikationstheorie ist zunächst aus der modernen Nachrichtentechnik hervorgegangen, wurde aber bald zu einer abstrakten mathematischen Theorie, der Informationstheorie, entwickelt. Diese mathematische Informationstheorie führte zur Konzeption eines abstrakten Schemas der Information, mit dessen Hilfe jeder Vorgang der Kom-

munikation beschrieben werden kann. Auch das Wesen der Kunst hat sich durch jenes Schema allgemeiner Kommunikation erfassen lassen. Jedes Kunstwerk vermittelt eine besondere Art von Information, die heute als „ästhetische Information“ bezeichnet wird. Kunstwerke, so läßt sich auch formulieren, sind eine besondere (nämlich hergestellte, nicht gegebene) Klasse von „Trägern“ der „ästhetischen Information“. Diese Definition läßt erkennen, daß auch noch andere Gegenstände als Kunstwerke Träger „ästhetischer Information“ sein können, etwa Design-Objekte und Natur-Objekte.

Genau diese Einsicht führt zu einer tiefer liegenden Überlegung. Im Prinzip lassen sich innerhalb unserer Welt, also des gesamten kosmologischen Seins überhaupt, nur zwei wesentliche Zustände (oder Abläufe) unterscheiden, determinierte und nicht determinierte oder bestimmte und nicht bestimmte. Physikalische Zustände oder Abläufe sind im allgemeinen determiniert; sie werden von Gesetzmäßigkeiten beherrscht, die sie vorhersehbar machen. Ästhetische Zustände hingegen sind im allgemeinen nicht oder nur schwach determiniert, sind also kaum im voraus zu bestimmen; die „Schönheit“ eines Bildes oder eines Gedichtes kann nicht vorhergesehen werden, sie ergibt sich erst mit der Realisation. Man kann auch sagen: physikalische Zustände oder Abläufe werden von extrem hoher Wahrscheinlichkeit beherrscht, ästhetische Zustände oder Abläufe hingegen von extrem niederer Wahrscheinlichkeit. Für jene gilt die Kategorie der „Gesetzmäßigkeit“ (Naturgesetze), für diese jedoch die Kategorie der „Originalität“ (Einmaligkeit). Man kann das mit Ludwig Boltzmann, der die Wahrscheinlichkeitsbetrachtungen in die mathematische Naturbeschreibung eingeführt hat, am Modell des Würfels klarmachen. Wenn man mit zwei Würfeln würfelt, sind zwar durchaus alle Würfe zwischen 2 und 12 möglich, aber sie haben jeweils eine verschiedene Wahrscheinlichkeit, denn es ist klar, daß die 7 mit der höchsten Wahrscheinlichkeit erscheint, weil zu ihrer Realisation 6 Kombi-

nationen möglich sein können, nämlich $1 + 6$, $2 + 5$, $3 + 4$, $4 + 3$, $5 + 2$, $6 + 1$, während hingegen eine 12 nur in dem Falle möglich ist, wenn man mit jedem Würfel eine 6 erzielt. Die 7 repräsentiert den wahrscheinlichen, die 12 den unwahrscheinlichen Fall. Im Sinne dieses Würfelmodells sind physikalische Zustände von höchster, ästhetische Zustände von geringster Wahrscheinlichkeit, zeigen jene „Gesetzmäßigkeit“, diese aber „Originalität“. Zwischen dem („gewissen“ und „determinierten“) physikalischen Zustand und dem (nur „wahrscheinlichen“ und schwach „determinierten“) ästhetischen Zustand kann man noch einen dritten einführen, den sprachlichen Bedeutungsbereich, dessen Regeln auf Konventionen beruhen, weil jede Sprache historisch, also zufällig ist. Zwischen den im Prinzip extrem determinierten physikalischen Zuständen und den extrem undeterminierten ästhetischen Zuständen liegen also die konventionell determinierten semantischen Zustände. Kunstwerke als Träger ästhetischer Zustände („ästhetischer Information“) sind also höchst komplexe Gebilde, die gewissermaßen drei Arten von Zuständen realisieren: 1. einen bestimmten physikalischen Zustand des materiellen Systems, aus dem das Kunstwerk besteht (Töne, Farben, Laute); 2. einen konventionellen semantischen Zustand, der in jenem physikalischen System realisiert wird (derart, daß z.B. bestimmte Laute bestimmte Wörter bedeuten, die sich auf bestimmte Dinge beziehen) und 3. einen unbestimmten ästhetischen Zustand, der sich sowohl auf den semantischen wie auch auf den physikalischen Zustand beziehen kann. Natürlich ist es im Prinzip nicht notwendig, daß ein Kunstwerk, das primär material konstituiert ist, um „ästhetische Zustände“ zu verwirklichen, zunächst semantische Zustände, also Bedeutungen, in seinem Material ausmacht. „Ästhetische Zustände“ können, aber sie müssen nicht von „semantischen“ getragen werden, doch sind sie in jedem Falle material und niemals immaterial konstituiert. Es zeichnet die Entwicklung der sogenannten modernen Kunst aus, daß

sie sich bemüht, „ästhetische Zustände“ unmittelbar in einem physikalischen, materialen Trägersystem zu verwirklichen und mehr oder weniger auf Einführung des semantischen Zwischenbereichs, also auf „Gegenstände“ und „Bedeutungen“ zu verzichten.

Man muß sich nun vergegenwärtigen, daß eine „Information“ eine Mitteilung vom Charakter der Neuigkeit, der „Innovation“, wie der Kommunikationstheoretiker, der „Originalität“, wie der Künstler sagt, darstellt, um zu verstehen, daß damit der ästhetische Wert oder das ästhetische Maß einer „Information“ mit deren Unwahrscheinlichkeit oder Unvorhersehbarkeit anwächst. Mit diesem Begriff der „Information“, der „Innovation“ und der „Originalität“ deckt sich übrigens auch der Begriff der „Unbestimmtheit“, den Friedrich Nietzsche und der Begriff der „Fragilität“ des Kunstwerks, den Oskar Becker verwendet hat.

Nun weiß man aber, daß ein Kunstwerk nicht nur durch seine „Originalität“ ästhetischen Wert gewinnt, sondern auch durch seinen „Stil“, und von „Stil“ kann nur dann gesprochen werden, wenn der „ästhetische Zustand“, die künstlerische „Information“ identifiziert werden kann. Im „Stil“ werden also die bereits bekannten Momente der „ästhetischen Information“ sichtbar und nicht die ursprünglichen wie in der „Originalität“. Tatsächlich darf die „Unwahrscheinlichkeit“ einer Information nie einen so hohen Grad annehmen, daß diese überhaupt nicht mehr verstanden, aufgenommen, identifiziert werden kann. Man muß die „ästhetische Information“ stets so aufbauen, daß ihre maximal mögliche „Unwahrscheinlichkeit“ gewissermaßen künstlich oder zusätzlich geringer wird. Solche Momente, die eine „unwahrscheinliche“ Information „wahrscheinlicher“ machen, nennt man in ihrer Gesamtheit „Redundanz“. Redundante Momente haben gewissermaßen eine Ballastfunktion; sie erleichtern zwar die Erkennbarkeit einer Information, aber sie fügen ihr auch Überflüssiges bei. Vollständige „Originalität“ eines Kunst-

werks würde es unmöglich machen, seine „ästhetische Information“ aufzunehmen; doch die stets identifizierbaren „Stilmomente“, die der „ästhetischen Information“ eine „ästhetische Redundanz“ aufdrücken, erleichtern die Apperzeption. Doch kehren wir wieder zu unserem eigentlichen Thema „Kunst und Kommunikation“ zurück. Jede „Information“, auf deren Vermittlung die „Kommunikation“ beruht, wird aus „Zeichen“ aufgebaut. Alle zur Herstellung eines Kunstwerks verwendeten Elemente wie Töne, Farben, Wörter, Kontraste, Linien, Formen, Modulationen usw. sind als „Zeichen“ zu verstehen. Nur „Zeichen“ können überhaupt in einem Kommunikationsschema fungieren. Damit jedoch diese Funktionsweise der „Zeichen“ erkenntnismäßig und ästhetisch kontrollierbar wird, bedarf es einer genauen Zeichentheorie (Semiotik) als Grundlage insbesondere auch der kommunikations- und informationstheoretischen Auffassung des Kunstwerks. Die „materialen“ Elemente (eines bestimmten physikalischen Repertoires), die als solche den „ästhetischen Zustand“ eines Kunstwerks als einen seinem „physikalischen Zustand“ analogen, aber, was den Determinationsgrad der Verteilung anbelangt, numerisch entgegengesetzten garantiert, gewinnen erst als „Zeichen“ die kommunikative Funktion, in der die „Materialien“ Träger von „Semantemen“ sind und die ästhetische Dimension zugleich eine semantische sein kann. Die gesamte kommunikative Seite der Kunst wird durch die semiotische Möglichkeit ihrer Elemente gewährleistet. Die Entstehung dessen, was wir in der künstlerischen Produktion ein „Bild“, oder einen „Text“, „Poesie“ oder „Prosa“ nennen, ist in jedem Falle an die Möglichkeit gebunden, physikalische Ordnungen materialer „Signale“ als ästhetische Ordnungen immaterialer „Zeichen“ einzuführen.

Darüber hinaus stellt im Rahmen der kommunikations- und informationstheoretischen Auffassung des Kunstwerks dieses ein hierarchisches System von „Zeichen“, ein „komplexes

Zeichen“ oder „Superzeichen“ höchster Stufe dar, in dessen Herstellung jene Operationen eine Rolle spielen.

Es ist leicht einzusehen, daß jede „Ordnung“ (bzw. „Unordnung“) als solche ein „Zeichen“ ist. Der „Mittelbezug“ einer „Ordnung“ ist durch ihre materialen Elemente gegeben; der „Objektbezug“ liegt in ihrer „Struktur“ oder in ihrer „Gestalt“ und der „Interpretantenbezug“ verweist auf die Art der „Konzeption“ der „Ordnung“, die z.B. physikalisch durch das Schema der „Entropie“, mathematisch durch das Schema einer „Wahrscheinlichkeitsverteilung“, anschaulich durch eine Gegenständlichkeit bestimmt werden kann. Man erkennt sofort, daß „Ordnung“ im „Mittelbezug“ als „Legizeichen“ fungiert, während sie im „Objektbezug“ primär als „iconisch“ angesehen werden muß. Im Interpretantenbezug hingegen ist „Ordnung“ entweder „offen“, also „rhematisch“, oder „abgeschlossen“ und in diesem Falle kann sie als „Dicent“ (z. B. als „Gestalt“) und als „Argument“ (z. B. als „Goldener Schnitt“) aufgefaßt werden.

Die „kommunikative“ Funktion der „Ordnung“ besteht in der „Identifizierung“, die sie einschließt (sie kann diskret, selektiv oder kontinuierlich sein); ihre „Realisierungsfunktion“ liegt in ihrer repräsentierenden (abbildenden), präsentierenden (zeigenden) und konstruktiven (aufbauenden) Möglichkeit, und was die „Kodierung“ anbetrifft, so bedeutet jede „Ordnung“ als abstraktes Schema zugleich eine transponierte Darstellung elementarer oder komplexer Verhältnisse über einem veränderten Repertoire.

Wenn wir davon sprechen, daß es sich beim „ästhetischen Zustand“ um einen Zustand „unwahrscheinlicher Ordnung“ handelt, dann fungiert die Bezeichnung „unwahrscheinlich“ darin als ein Metazeichen, das sich auf ein anderes Zeichen, nämlich „Ordnung“ bezieht, und zwar ist in diesem Falle „unwahrscheinlich“ ein Metaindex zu „Ordnung“.

Der semiotische Charakter des „ästhetischen Zustandes“, der im künstlerischen Prozeß hergestellt wird, ermöglicht also

erst den Übergang vom „materialen“ Repertoire zur „semantischen“ Identifikation, und im allgemeinen erweist sich dabei die Unwahrscheinlichkeit des Ordnungsgrades der semiotischen (statistischen) Verteilung als höher als die der materialen (statistischen) Verteilung. Doch genau darauf beruhen die Prozesse der „ästhetischen Information“ bzw. „Kommunikation“.

Der semiotische Charakter der „Ordnung“ des „ästhetischen Zustandes“ lenkt nun den Blick auch auf die Möglichkeit der abstrakten Verallgemeinerung der Ästhetik.

Wir haben allgemein den „ästhetischen Zustand“ als einen bestimmten Zustand der „Verteilung“ (Ordnung) extensionaler und materialer „Elemente“ angesehen, der in gewisser Hinsicht als polar zum „physikalischen Zustand“, also als „antiphysikalisch“ aufgefaßt werden kann. Während „physikalische Zustände“ (die physikalische Verteilung materialer „Elemente“) determiniert sind, bleiben „ästhetische Zustände“ wesentlich indeterminiert, was man auch durch den Begriff „selektiert“ ausdrücken kann.

Eine indeterminierte, selektierte „Verteilung“ eines gewissen Repertoires extensionaler und materialer „Elemente“ zu einer graduierbaren „unwahrscheinlichen Ordnung“ heißt eine „Ästhetik“ oder auch „ästhetische Struktur“ über einem Repertoire von „Elementen“. Mit dem so gewonnenen allgemeinen Begriff von „Ästhetik“ ist der „ästhetische Zustand“ abstrakt und extensional eingeführt und wir sprechen daher auch von „abstrakter“ oder „extensionaler“ bzw. auch „topologischer Ästhetik“.

Die „Elemente“ sind dabei material abhängig, aber die „Verteilung“ ist repertoireabhängig. Eine „Ästhetik“ über einem Repertoire von „Elementen“ wird also im Prinzip durch das System der „offenen Verteilungen“ (Ordnungen) der „Elemente“ festgelegt. Eine „Verteilung“ (Ordnung) gilt als „offen“, sofern sie nicht durch das Repertoire der Elemente festgelegt ist. Eine „Ästhetik“, die nur von der Zahl der „Ele-

mente“ abhängt und deren System der „Verteilung“ aus dem System der „Elemente“ selbst besteht, ist eine „diskrete Ästhetik“; das System der „Verteilungen“ ist in diesem Falle als ein System „abgeschlossener Verteilungen“ anzusehen. Dementsprechend läßt sich auch von „feinerer“ und „gröberer“ Ästhetik sprechen, je nachdem ob sie als System „offener Verteilungen“ (Ordnungen) reicher oder ärmer ist. Eine „Ästhetik“, die nur aus einer „Verteilung“ des einzigen „Elements“ (z. B. einer Farbe auf einer Fläche) selbst besteht, ist die „größte Ästhetik“. „Verteilungen“, die sich exakt bestimmter, vorgegebener „Formen“ bedienen, deren „Gestaltung“ also mit der „Form“ eine obere Grenze gesetzt ist, können als „abgeschlossene Ästhetik“ bezeichnet werden. Klassische Beispiele für diesen Fall bietet die „konkrete Malerei“.

Seinsthematik der Zeichen

Die Rezeption der Ontologie als philosophische Wissenschaft hat einerseits durch E. Husserl, H. Pichler, N. Hartmann, G. Jacoby, A. N. Whitehead, M. Heidegger und O. Becker, andererseits durch G. Frege, L. Wittgenstein, S. Lesniewski, H. Scholz, C. Lejewski, W. v. O. Quine und G. Günther neue Antriebe erfahren. Während aber die erste Gruppe noch traditionelle und spekulative Gedankengänge neben rationalen festhielt, brachte die zweite Gruppe logische Methoden und Kriterien zur Geltung, ging also reduzierend vor. Mit den beiden, durch die angeführten Namen natürlich nur summarisch bezeichneten Gruppen neuerer ontologischer Bemühungen kann die Unterscheidung zwischen „nichtreduzierten“ und „reduzierten Ontologien“ verbunden werden. O. Becker und G. Günther nehmen in gewisser Hinsicht eine vermittelnde Stellung ein, sofern beide sich zwar des Rüstzeuges der mathematischen Logik bedienen, aber durchaus an spekulativen Gedankengängen (O. Becker an Heideggers Existenzialontologie, G. Günther an Hegels Reflexionsthematik) orientiert bleiben. Es ist leicht nachzuweisen, daß die mächtigsten Impulse zur Erneuerung der Ontologie in unserem Jahrhundert vom Grundlagenstreit der Mathematik ausgingen, wie er in den Auseinandersetzungen zwischen Logizismus (Frege, Russell), Formalismus (Hilbert) und Intuitionismus (Brouwer) sichtbar wurde. Insbesondere die Veröffentlichung der „Grundzüge der Mathematischen Logik“ (1962) von Heinrich Scholz aus dem Nachlaß durch G. Hasenjaeger hat das gezeigt. In diesen Vorlesungen wird deutlich die Position einer platonischen Ontologie bezogen und gegen Nominalismus, Konstruktivismus und Intuitionismus ins Feld geführt. Wie die mathematische Grundlagenkrise haben je-

doch auch quantenphysikalische (Unbestimmtheitsrelationen, Welle-Partikel-Dualismus, Problem der Vollständigkeit einer Naturbeschreibung) und kybernetische Fragestellungen (das Problem der „Systeme“ im Sinne von N. Wiener, H. v. Förster, E. Schrödinger, L. v. Bertalanffy, G. Günther u. a.) die jüngere Rezeption der Ontologie, und zwar deutlich im Hinblick auf ihre Funktion als eine philosophische Grundlagenforschung, beeinflußt. Alle jene genannten Einflußnahmen lassen erkennen, wie sichtbarlich ontologische Fragen am Fuße einzelner Wissenschaften auftauchen, sozusagen unvermeidlich sind und eine zusammenhängende theoretische Behandlung erforderlich machen. Das Eindringen logistischer und mathematischer Begriffsbildungen in die neuere Ontologie erfolgt demnach nicht zufällig, sondern zwangsläufig und wird der Überführung der „spekulativen Ontologie“ der Tradition in eine „wissenschaftliche Ontologie“ als notwendiger philosophischer Grundlagenforschung dienlich sein. Ich möchte nicht unerwähnt lassen, daß gerade die im logistischen und mathematischen Sinne abstrakte Begriffsbildung der wissenschaftlichen Ontologie diese geeignet sein läßt, Brücken zwischen naturwissenschaftlichen, geisteswissenschaftlichen und technologischen Forschungsgebieten zu schlagen, wofür etwa die moderne Ästhetik ein Beispiel bietet.

Wir fassen hier Ontologie ganz allgemein als Theorie der Seinsthematik, als Theorie dessen, „was ist“, auf. Die Allgemeinheit der damit implizierten Fragestellung darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß einerseits grobe und andererseits subtile Klassifikationen möglich sind. Die theoretische Behandlung dessen, „was ist“, schränkt selbstverständlich die Seinsthematik auf „Seiendes“ ein, keineswegs aber auf das „Sein“ dieses „Seienden“. Die Frage nach dem „Sein“ des „Seienden“ ist als abgeleitete Frage anzusehen. An ihr erst entwickelt sich eine zweite Seinsthematik, die die nach dem „Seienden“, nach den „Etwasen“ übersteigt, also „metaorientiert“ ist, wie wir hier sagen wollen, und der klassischen,

aber auch der heideggerschen metaphysischen Ontologie entspricht. Wir haben demnach Grund, zwischen einer „nicht-metaphysischen“ Ontologie (Seinsthematik) des „Seienden“ und einer „metaphysischen“ Ontologie (Seinsthematik) des „Seins“ dieses Seienden zu unterscheiden.

Man bemerkt sofort, daß sowohl die nicht-metaphysische Seinsthematik (unterschiedener) „Etwase“ wie auch die metaphysische Seinsthematik ihres „Inbegriffs“ formal oder nichtformal (inhaltlich) aufgefaßt werden kann. Bolzanos allgemeiner „Ding“-Begriff und Husserls daraus entwickelte „Leerform des Etwas überhaupt“ gehören primär einer nicht-metaphysisch-orientierten formalen Ontologie als Grundbegriffe an, wie die bekannte Einführung der „Menge“ aller „Mengen“ bereits zum Thema einer metaphysisch-orientierten formalen Ontologie gehört und Martin Heideggers Bestimmung des „Seins“ des „Seienden“ als „je meines“ die fundamentale Fragestellung einer zwar metaphysischen, aber nichtformalen Ontologie ausmacht, eben der Existenzialontologie. Die Realontologie physikalischer Wirklichkeit, die aus der Physik exzerpiert werden kann, ist primär stets eine nichtmetaphysische und nicht-formale Ontologie, in die jedoch ebenso metaphysische wie formale ontologische Betrachtungen hineinspielen können.

Von diesen Voraussetzungen aus läßt sich nun eine weitere Klassifikation durchführen. Ich meine die Unterscheidung zwischen extensionaler, intentionaler und prozessualer Ontologie (Seinsthematik). In der „extensionalen Ontologie“ wird das „Seiende“ ausschließlich in seiner Mannigfaltigkeit betrachtet, es handelt sich also um eine „Mannigfaltigkeitslehre“ (Husserl) der „Etwase“, die „Seiendes“ sind. Die extensionale Seinsthematik erscheint in drei Versionen: 1. als reine „Mächtigkeitsthematik“, die „Umfänge“, „Klassen“, „Kategorien“ einführt, für die die Frage „wieviele Elemente?“ sinnvoll sein kann und zu deren Beantwortung im günstigen Falle ein numerischer Index für die Quantität der Man-

nigfaltigkeit angegeben werden kann; 2. als reine „Anordnungsthematik“, in der Ordnungs- bzw. Folge- oder Nachbarschaftsrelationen des „Seienden“ formuliert und in einen theoretischen Zusammenhang gebracht werden; 3. als reine „Symmetriethematik“, die, um G. Günthers Formulierung zu benutzen, ein logisches System als die Formalisierung einer Ontologie auffaßt. Im Prinzip gehört jede kategoriale Analytik in der Ontologie schon zur Mächtigkeitsthematik, zumeist einer nichtformalen Ontologie. Die Anzahlüberlegungen von Heinrich Scholz zur Theorie der Identität und Verschiedenheit, die für jede mögliche Welt, die nicht leer ist, gültig sein soll, wie sie sich in „Metaphysik als strenge Wissenschaft“ finden, sind ebenfalls zur Mächtigkeitsthematik zu rechnen, und zwar im Rahmen einer metaphysischen formalen Ontologie. Ein Beispiel für Ordnungsthematik bietet jede „apriorische formale Gegenstandslehre“, wie sie z. B. Husserl erörtert hat, aber auch die „Theorie der deduktiven Systeme“, wie sie z. B. in Tarskis „Systemenkalkül“ auftritt, sowie auch jedes in die Seinsthematik eingeführte Typen- und Schichtprinzip, wie es z. B. in N. Hartmanns kategorialer Ontologie dargelegt wird. Der klassische Fall einer Symmetriethematik innerhalb der Seinsthematik ist das metaphysische Identitätstheorem von Denken und Sein, das G. Günther kritisch zum Ausgangspunkt seiner „nicht-aristotelischen Logik“ macht, oder die Subjektinvarianz der logischen Struktur einer Aussage. Indem G. Günther die klassische These von der metaphysischen Identität von Denken und Sein bestreitet, läßt er die klassische ontologische Symmetriethematik fallen, und indem er dem Denken eine „höhere metaphysische Mächtigkeit“ als dem „Sein“ einräumt, bringt er eine ontologische Asymmetrie im Rahmen einer metaphysischen formalen Ontologie zur Geltung.

Im Gegensatz zur „extensionalen Ontologie“ kann man nun in der „intentionalen Ontologie“ nicht mehr numerische Indices zur Geltung bringen. Quantitative Überlegungen weichen voll-

ständig den qualitativen, die formalen fast gänzlich den nicht-formalen. Statistische, klassentheoretische und topologische Begriffsbildungen werden durch phänomenologische, ideeierende und intentionale ersetzt. Nicht „wieviele Elemente?“ bildet die Grundfrage, sondern „was für Elemente?“. Die Thematik des „Seienden“ beschränkt sich auf die Thematik der „Wesenheiten“. Wesensthematik tritt an die Stelle der Mannigfaltigkeitsthematik. Ich sehe in K. Ch. F. Krauses „Das Eigentümliche der Wesenslehre“ (1801–1831, ed. 1890), die erste systematische Behandlung der intentionalen Ontologie, in Husserls „Ideen . . .“ (1913) die vorläufig letzte. Heideggers Existenzialanalytik gehört natürlich im Rahmen unserer Klassifikation zur intentionalen Ontologie. In dem Maße, wie übrigens jede extensionale Ontologie sich auf die Analytik linguistischer Strukturen bzw. strukturaler Grammatik stützen kann, berücksichtigt die intentionale Ontologie metalinguistische Bedeutungszusammenhänge (B. L. Whorf), etymologische Wortverwandtschaften und hermeneutische Verfahren (Dilthey).

Was schließlich die „prozessuale Ontologie“ anbetrifft, so ist ihr die Frage wichtig, wieviel konstruktive Schritte zu einem betrachteten Bereich des „Seienden“ bzw. zum „Sein“ dieses Seienden führen. An die Stelle der Mannigfaltigkeitsthematik tritt eine Art allgemeiner Konstruktivitätsthematik, d. h. „Seiendes“ wird unter dem Aspekt des „Werdens“ betrachtet, als „Veränderliches“ angesehen. Theogonien und philosophische Kosmogonien aus allen Epochen enthalten diese ontologische Thematik, die zumeist metaphysisch und nicht-formal orientiert ist. Hegels „Phänomenologie“ und „Logik“ bilden klassische Fälle einer ontologischen Konstruktivitätsthematik. Christian von Ehrenfels „Kosmogonie“ aus dem Jahre 1916, in der „chaogene“ und „henogene“ Elemente des „Seienden“ unterschieden werden, und A. N. Whiteheads „Process and Reality“ aus dem Jahre 1929 mit den so wichtigen Begriffen der „Schöpfung“, des „Neuen“, der „ingression“,

des „extending over“, der „realization“ sind neuere ontologische Konstruktivitätsthematiken. Sie leiten über zu den bekannten Erörterungen E. Schrödingers und H. von Försters über die (von uns so bezeichnete) Anordnungsthematik extensionaler Ontologie der „Ordnung aus Ordnung“, der „Ordnung aus Unordnung“ und der „Ordnung aus ‚noise‘“, die G. Günther zu einem zentralen Thema der „Cybernetic Ontology“ (1962) gemacht hat.

Von einer einheitlichen ontologischen Betrachtungsweise kann also nach vorstehender Klassifikation innerhalb der Ontologie nicht gesprochen werden. Was unter dem Thema „Seiendes“ und „Sein“ des Seienden gefaßt wird, kann jeweils bemerkenswert Verschiedenes sein. Um dem Rechnung zu tragen und um den Sinn des Begriffs „Seiendes“ oder „Etwas“ dementsprechend von vornherein weit genug zu fassen, führen wir jetzt den Begriff der „Seinsfunktion“ ein. „Sein“ ‚ist‘ nicht, „Sein“ ‚funktioniert‘. Durch die funktionale Betrachtung der „Etwase“ des „Seienden“ gewinnt die gesamte Seinsthetik eine größere Mächtigkeit, d. h. der (ontologische) Sinn von „Sein“ wird nicht auf „Seiendes“ im Sinne von seinsmäßiger, objektiver, gegenständlicher Gegebenheit eingeschränkt. Die extensionale Seinsthetik setzt vielmehr mit einer (ontologischen) Typentheorie der Seinsfunktionen ein:

0-stellige Seinsfunktion . . . jedes beliebige Etwas, das als dieses Etwas gegeben ist,

1-stellige Seinsfunktion . . . jedes beliebige Etwas, das nicht als dieses Etwas, sondern für ein anderes gegeben ist,

2-stellige Seinsfunktion . . . jede relationale Konstellation von zwei Etwasen,

3-stellige Seinsfunktion . . . jede relationale Konstellation von drei Etwasen

usw.

Hiernach ist ein Gegenstand als solcher eine 0-stellige Seins-

funktion, sofern er nur sich selbst setzt; ein Zeichen hingegen ist eine 1-stellige Seinsfunktion, sofern es ein Etwas setzt, das es bezeichnet; eine Bedeutung, ein intentionales Phänomen stellen eine 2-stellige Seinsfunktion dar, sofern sie ein Objekt (Objektpol) und ein Subjekt (Subjektpol) einführen; Kommunikation bzw. eine Kommunikationskette (Meyer-Eppeler), die aus dem Expedienten, dem Transferenten und dem Perzipienten besteht, stellen in dieser Hinsicht eine 3-stellige Seinsfunktion dar. Desgleichen ist die von Peirce eingeführte Zeichenfunktion, in der der Gebrauch des Zeichens sich triadisch, im Hinblick auf es selbst, dann im Hinblick auf ein Objekt und schließlich für einen Interpretanten vollzieht, ebenfalls eine 3-stellige Seinsfunktion. Als eine Subjekt-Objekt-Beziehung gesehen, ist das Bewußtsein eine 2-stellige Seinsfunktion, aber in seiner kommunikativen Rolle, d. h. als Bewußtsein von Etwas in Zeichen (Vorstellungen) für das Ich erfüllt es eine 3-stellige Seinsfunktion.

Gerade diese ontologische Typentheorie der Seinsfunktionen legt nun nahe, in Bezug auf die Gegebenheit des „Seienden“ drei „Seinsthematiken“ zu unterscheiden:

1. die „ontische Seinsthematik“ der 0-stelligen Seinsfunktion der „Gegenstände“, der „Objekte“, des „Seienden“;
2. die „semiotische Seinsthematik“ der 1-stelligen Seinsfunktion der „Zeichen“, der „Zeichen für . . .“ und der „Zeichen von . . .“;
3. die „semantische (oder apophantische) Seinsthematik“ der 2-stelligen Seinsfunktion der „Urteile“, der „Aussagen“ und dergl.

Wir werden von OST, ZST und LST sprechen. Wir deuten damit die objekthafte, zeichenhafte und sprachlich-logische Thematik des Seienden an. Eine Ontologie kann sich also auf die Objektgegebenheit, auf die Zeichengegebenheit und auf die linguistisch-logische Gegebenheit bzw. Gemeinheit von „Seiendem“ beziehen.

Ich schalte eine Bemerkung über Peirce ein, dessen Semiotik, die wir unserer semiotischen Seinsthematik zugrunde legen, ein ontologisches Fundament besitzt. Ohne ausführlich auf die Peirce'sche Ontologie einzugehen, verweise ich auf seine Gliederung in „Firstness“, „Secondness“ und „Thirdness“, die für seine Metaphysik ebenso wichtig ist wie für seine Semiotik. Diese Trinität von Begriffen entspricht in gewisser Hinsicht unserer ontologischen Typentheorie der Seinsfunktionen bzw. unseren drei allgemeinen Seinsthematiken. Peirce hat seine fundamentalen Begriffe verschiedentlich gekennzeichnet. Ich führe folgende Definitionen an, die ihren Charakter als Seinsfunktionen und Seinsthematiken in unserem Sinne am deutlichsten zu erkennen geben: „Firstness ist der Seinsmodus dessen, das so ist, wie es ist, positiv ohne Beziehung zu irgendeinem anderen Ding sonst; Secondness ist der Seinsmodus dessen, das so ist, wie es ist, in Beziehung zu einem Zweiten aber ohne Berücksichtigung eines Dritten; Thirdness ist der Seinsmodus dessen, das so ist, wie es ist, indem es ein Zweites und ein Drittes zueinander in Beziehung setzt.“ (Collected Papers 8.328).

Ich betrachte nun die bezeichneten Seinsthematiken etwas genauer. Die triadische Struktur ist für Peirce offenbar wesentlich ontologisch. Tatsächlich läßt sie sich in jeder ontologischen Thematik klassifikatorisch nachweisen. Was zunächst die Zeichenthematik (der semiotischen Ontologie) anbelangt, in der nach Peirce die triadische Zeichenfunktion das Zeichen-Etwas, das Objekt-Etwas und das Interpretanten-Etwas setzt, so beschränke ich mich wegen ihrer charakteristischen seinsthematischen Relevanz auf die objektbezogene Klassifikation des Zeichens, in der Peirce „Symbol“, „Index“ und „Icon“ unterscheidet. Ich entnehme der diesbezüglichen Untersuchung und Übersetzung von E. Walther zur Erklärung folgende Kennzeichnung:

„Icon . . . Zeichen, das mit seinem Objekt gewisse Züge gemeinsam hat“ (also mindestens ein Merkmal);

„Index... Zeichen, das reale Beziehungen zu seinem Objekt hat“;

„Symbol... Zeichen, das sein Objekt unabhängig von Übereinstimmungen und realen Beziehungen interpretiert“.

Es taucht nun das Problem der triadischen Fassung der weiteren Seinsthematiken, neben der semiotischen, also der semantischen (LST) und der ontischen (OST) Seinsthematik auf. Mit Carnap u. a. läßt sich innerhalb der L-Thematik (in der, einfach gesagt, die „Etwase“ durch „Aussagen“ gegeben werden) die Unterscheidung zwischen „analytischen“, „synthetischen“ und „nicht-kontradiktorischen“ Sätzen treffen, und in der O-Thematik (in der die „Etwase“ weder als Zeichen noch als Aussagen, sondern als unmittelbare, als das, was sie sind, auftreten) handelt es sich um „Gegenstände“, „Sinnesdaten“ und „Funktionen“.

In der folgenden Tabelle, die von links nach rechts von der 0-stelligen Seinsfunktion der ontischen Thematik zur 1-stelligen Seinsfunktion der semiotischen Thematik und zur 2-stelligen Seinsfunktion der semantischen Thematik übergeht, sind jeweils die entsprechenden Gegebenheiten in gleicher Stellung untereinander aufgeführt:

O-ST	Z-ST	L-ST
Gegenstand	Symbol	analytisch
Observable, Meßwert	Index	synthetisch
Funktion	Icon	nicht-kontradiktorisch

Die Zuordnung kann durch folgende Überlegungen gerechtfertigt werden:

Ein „Seiendes“, das als „Gegenstand“ gemeint ist, ist als „Etwas“, das unabhängig von jedem anderen ist, gemeint. Zugleich aber ist es nicht individuell sondern generell eingeführt. Was in dieser Weise ontisch „Gegenstand“ ist, kann

semiotisch nur durch ein „Symbol“ bezeichnet werden, das gemäß Peirce konventionell seinen „Gegenstand“ unabhängig von ihm und ohne reale Beziehung zu ihm repräsentiert, jedoch jeden Gegenstand dieser Art betrifft, also einen allgemeinen Namen darstellt. Der Allgemeinheit des Gegenstandes und der Allgemeinheit des Symbols, durch die individuelle Wirklichkeit nicht getroffen wird, entspricht in der Aussagenthematik der analytische Satz, der nichts über die Welt aussagt, aber allgemeingültig ist.

Wesentlich leichter zu übersehen ist, daß das Sinnesdatum in die ontische Thematik gehört, sich also nicht etwa auf „Seiendes“ bezieht, sondern, man denke z. B. an Meßwerte wie Feldstärken- und Frequenzwerte, selbst „Seiendes“ ist; und da nur das Index-Zeichen reale Beziehungen zu seinem Etwas hat, kann das ontische Sinnesdatum des Meßwertes semiotisch nur als Index aufgefaßt werden, derart, daß ein Beobachtungssatz ein Satz über Indices ist, die nicht allgemeine sondern individuelle Sachverhalte kennzeichnen.

Was die Gegebenheit des „Seienden“ als „Funktion“, nicht als „Gegenstand“ anbetrifft, so weist gerade der technologische Konstruktivismus, der stets „Funktionen“, nicht „Gegenständlichkeit“ benützt, auf die „Funktionsontologie“ im Gegensatz zur „Substanzontologie“ hin. (Ein Vierpol oder ein Schwingkreis z. B. sind funktional, nicht gegenständlich verständlich). Was nun ontisch als „Funktion“ gegeben ist, erscheint semiotisch als schematisches Bild und jedes schematische Bild deckt das, was der Sinn eines Icons ist, also mindestens in einem Merkmal mit dem Etwas, das es bezeichnet, übereinstimmt. Modelle, Differentialgleichungen beschreiben physikalische Wirklichkeit iconisch; sie wiederholen ihr Schema, nicht ihren Gegenstand. Von Frege und Wittgenstein aus läßt sich verstehen, daß in der aussagenlogischen Seinsthematik der ontischen „Funktion“ und dem semiotischen „Icon“ der „nicht-kontradiktorische“ Elementarsatz entspricht. Der Elementarsatz behauptet nach Wittgen-

stein das „Bestehen eines Sachverhaltes“ und „ist die Wahrheitsfunktion seiner selbst“; wie jeder Satz gibt er „ein Bild der Welt“, aber „kein (anderer) Elementarsatz“ kann „mit ihm in Widerspruch stehen“. Argumente dafür, daß der Satz nicht die ontische Gegenstandsthematik sondern nur die ontische Funktionsthematik gibt, liefern die Thesen Wittgensteins, daß „die Möglichkeit des Satzes“ auf dem „Prinzip der Vertretung von Gegenständen durch Zeichen“ beruht oder daß „die Wirklichkeit . . . mit dem Satz verglichen“ wird oder daß „im Satz . . . die Form seines Sinnes . . . aber nicht dessen Inhalt“ enthalten ist.

Doch können die angedeuteten Entsprechungen Innerhalb der drei Seinsthematiken noch dadurch verstärkt werden, daß man sie unter dem Aspekt der klassischen Modalitäten Notwendigkeit, Wirklichkeit und Möglichkeit betrachtet. D. h. also wir führen dieses Tripel der Modalität jetzt in alle drei Seinsthematiken entsprechend ein. Nicht nur das bekannte Auftreten der Modalitäten in der klassischen Ontologie und in der modernen Logik ist Anlaß dazu, sondern vor allem die Verbindungen, die Peirce zwischen seinen Zeichenklassen und den Modalitäten gesehen hat. Es ist zunächst nicht schwer, einzusehen, daß der mittleren Reihe der entsprechenden Gegebenheiten in den drei Seinsthematiken „Sinnesdaten bzw. Meßwert, Index, synthetischer Satz“ nur der Modus der „Wirklichkeit“ zugeordnet werden kann. Die Zuordnung des Modus der „Notwendigkeit“ zu der Reihe der entsprechenden Gegebenheiten „Gegenstand, Symbol, analytischer Satz“ läßt sich durch das Merkmal der Allgemeinheit rechtfertigen, das zu ihrer Charakteristik herangezogen worden war. Was nun den Modus der „Möglichkeit“ anbetrifft, so bedeutet er in seiner Beziehung auf eine „Funktion“ im ontischen Sinne, daß diese zwar kein singuläres Paar von „Etwasem“ setzt, sondern einen nicht-leeren Bereich von solchen Paaren. Daß „Seiendes“ als „Funktion“ gegeben ist, heißt also, daß es unter dem Aspekt der Alternative erscheint.

Das Icon alsdann schließt den Modus der Möglichkeit insofern ein, als der Sinn des Bezeichnens eines „Etwases“, eines „Seienden“ durch eine (mindestens in einem Merkmal) übereinstimmende Abbildung, also durch ein Icon, in der Einräumung der Alternative besteht und das Icon sein „Etwas“ nicht als „Gegenstand“ sondern als „Funktion“ gibt. Daß eine Menge widerspruchsfreier Sätze eine „mögliche Welt“ beschreibt, die erst durch die Einführung von Indices bzw. von Protokollsätzen in die Menge widerspruchsfreier Sätze auf eine „wirkliche Welt“ verweist, gehört heute zur Grundlage der Wissenschaftstheorie und damit zur Theorie der aussagentheoretischen Seinshematik.

Unser Schema der Seinshematiken gewinnt damit folgende Gestalt:

O-ST	Z-ST	L-ST	Modalität
Gegenstand	Symbol	analytisch	Notwendigkeit
Sinnesdatum	Index	synthetisch	Wirklichkeit
Funktion	Icon	nicht-kontradiktorisch	Möglichkeit

In dieser Klassifikation der Seinshematiken sind also Semiotik, Logik und Ontologie unter einem einheitlichen Gesichtspunkt, dem ihrer jeweiligen Seinshematik, miteinander verknüpft worden. Allerdings erfaßt das vorstehende Klassifikationsschema die Seinshematik in ihrer Gesamtheit, bzw. die einzelnen speziellen Seinshematiken nur in einem extensionalen Sinne. Sowohl die ontische wie auch die semiotische und die logische Seinshematik führen „Seiendes“ als Argumente 0- bis 2-stelliger Seinsfunktionen ein, die Mannigfaltigkeitsbetrachtungen (im Sinne allgemeiner topologischer mengentheoretischer, klassentheoretischer und neuerdings kategorientheoretischer Begriffsbildung) zugänglich sind; und die modalen Bestimmungen Notwendigkeit, Wirklichkeit und Möglichkeit sind über die statistische Interpretation, die ihnen

vor allem O. Becker gegeben hat, eingeführt worden. Unser Schema stellt also eine „ontologische Matrix extensionaler Seinsthematik“ dar. Erst durch eine derartige zusammenfassende Klassifikation werden ontologische Betrachtungen und Analysen vorgegebener Substrate wie mathematischer Systeme, physikalischer Theorien, sprachlicher Texte oder technischer Aggregate sinnvoll und erhalten Mächtigkeits- und Symmetrietheoreme, wie sie G. Günther zwischen Logik und Ontologie eingeschaltet hat, eine echte inhaltliche Bedeutung.

Es erhellt z. B. aus unserem Schema extensionaler Seinsthematik, daß dem geläufigen Terminus „Wirklichkeit“ bzw. „Realität“, der sowohl in der physikalischen Theorienbildung wie in der literarischen Textbildung eine Rolle spielt, ein dreifacher Sinn, eine dreifache Seinsthematik zukommt. Der Ausdruck „Realität“ kann ontisch, semiotisch und apophantisch (logisch-semantisch) gemeint sein. Ontisch bezieht er sich natürlich auf „Signalketten“ bzw. auf „P-Folgen“, die mit den „Meßwerten“ erscheinen, wenn wir physikalisch denken. In der semiotischen Fixierung fungieren die „Signalketten“ bzw. „Meßwerte“ als numerische Indices und innerhalb der apophantischen Dimension der Seinsthematik tritt die „physikalische Realität“ mit der logisch-semantischen Struktur der „Protokollsätze“ hervor, die über den numerischen „Indices“ formuliert werden. Unter „physikalischer Realität“ kann sowohl die ontische Seinsthematik der „Signalketten“ wie die semiotische Seinsthematik der „numerischen Indices“ oder die logische Seinsthematik der „Protokollsätze“ verstanden werden. Man muß also von einer ontischen, semiotischen und apophantischen (logisch-semantischen) „Realitätsgegebenheit“ in einer physikalischen Theorie sprechen. Denken wir nun an literarische Texte, etwa an Romane oder Dramen, die einen Inhalt, eine dargestellte Welt, eine „Aus-senwelt“, wie wir sagen, manifestieren, so kann auch ihre Realitätsthematik ontisch, semiotisch oder logisch-semantisch

sein. Ontisch besteht natürlich die „Außenwelt“ des Textes realiter zunächst nur der Möglichkeit nach; es handelt sich um eine fiktive Welt, die nicht Wirklichkeit ist, sich aber wie eine Wirklichkeit verhält und das heißt, daß sie ihre „Gegenstände“ oder „Gestalten“, ihre Personen, Eigenschaften, Dinge und Ereignisse nur in der Form ihrer „Funktionen“ einführt, was semiotisch einer iconischen Sprache und semantisch bzw. logisch einer nicht-kontradiktorischen Redeweise entspricht. Echte Realität der „Außenwelt“ des Textes taucht in diesem semiotisch mit „Indices“ auf, die natürlich meist keine „numerischen“, sondern „namentliche Indices“ sind. Aber selbstverständlich können auch „dokumentarische Indices“ auftreten, angeführte historische Berichte statt erfundener Ereignisse u. dergl., und die semiotische Realitätsthematik des Textes fixieren. Logisch-semantische Realitätsthematik des Textes erscheint alsdann an den Stellen, an denen die nicht-kontradiktorische Redeweise ausgesprochen in „synthetische Sätze“ mündet, die „Urteile“ sind, die also semantische Eigenschaft besitzen, wahr oder falsch, „behauptete“ oder „verworfen“ Aussagen darstellen. Elisabeth Walther hat in ihrer Untersuchung der Texte Francis Ponges für diesen Autor den Begriff „semantischer Realismus“ geprägt und von „apophantischer Prosa“ gesprochen. Echte ontische Realitätsthematik eines Textes, der „Außenwelt“ hat, ist meist verknüpft mit dem Vorhandensein „ideologischer“ bzw. „existenzsetzender Indices“, die eine aktuelle „Entscheidung“ des Schriftstellers offenbar machen oder (etwa im Falle Brechtscher „Verfremdung“) eine „Entscheidung“ des Publikums einleiten.

In der extensionalen Ontologie führt gerade die logisch-semantische Seinesthematik (LST) zum Begriff der „diskreten Ontologie“, wie er meines Wissens zuerst von G. Hasenjaeger benutzt wurde, um einen Zusammenhang zwischen Logik und Ontologie herzustellen. Eine diskrete Ontologie beschreibt nach Hasenjaeger eine „Welt“, die „aus Dingen“ besteht,

„welche manche Eigenschaften haben und manche Eigenschaften nicht haben und zwischen welchen manche Beziehungen bestehen und manche Beziehungen nicht bestehen“. Denkt man daran, daß wir, wie es H. Scholz in seiner Formulierung des logischen Inhärenzsatzes ausgedrückt hat, unsere Aussagen stets als Aussagen über Prädikate formulieren, die einem Subjekt zukommen oder nicht zukommen, erkennt man gleich, daß diskrete Ontologie in der logisch-semantischen Seinsthematik erscheint. Die Extension des „Seienden“ wird in einer bestimmten Weise strukturiert, und die extensionale Ontologie wird in der diskreten Ontologie zu einer „strukturalen Ontologie“. Dementsprechend ist auch die apophantische Realitätsthematik einer „Theorie“ oder eines „Textes“ als eine diskrete bzw. als eine strukturale aufzufassen. Wittgensteins „Traktat“, in dem „das Bestehen und Nichtbestehen von Sachverhalten . . . die Wirklichkeit“ ausmacht und „der Satz . . . das Bestehen und Nichtbestehen der Sachverhalte“ darstellt, ist eine ziemlich komplette Theorie der logisch-semantischen Seinsthematik strukturaler, diskreter Ontologie. Wie weit es „nichtdiskrete Ontologie“ gibt und wie weit etwa intentionale Ontologie überhaupt, Husserls Phänomenologie und Heideggers Existenzialontologie (in der das „Sein“ des „Seienden“, das betrachtet wird, „je meines“ ist) insbesondere, solche nichtdiskreten Ontologien darstellen, soll jedoch hier nicht erörtert werden. Ich möchte lediglich noch darauf hinweisen, daß in der aristotelischen ontologischen Formel „Sein des Seienden“ extensional betrachtet, zwar das „Seiende“ als Programm einer diskreten ontischen Thematik erscheint, das „Sein“ mit guten Gründen aber nur als Programm einer nichtdiskreten semiotischen Thematik zu rechtfertigen ist, so daß das, was Heidegger zwischen „Sein“ und „Seiendem“ als ontologische Differenz bezeichnet, auf dem Unterschied zweier Seinsthematiken beruht. Hält man dabei in extensionaler Betrachtungsweise am transzendierenden, am „meta“-seienden Cha-

rakter von „Sein“ im Verhältnis zum „Seienden“ fest, erscheint es schließlich nur konsequent, die metaphysische Seinsthetematik gänzlich auf eine semiotische, auf eine Zeichenthematik zu reduzieren. Für Heidegger, der seine Existenzialontologie radikal auf „Sein“ (des „Seienden“), auf eine durchgängige „Jemeinigkeit“ aller „Etwase“, nicht aber auf „Seiendes“ oder „Etwase“ basiert, hat das zur Folge, daß seine metaphysische Ontologie zeichenthematisch nur als ein „Interpretantenfeld“, als „Disposition eines Interpretanten“, als „universe of discourse“, also als linguistisches System aufgefaßt werden kann.

Semiotik und Erkenntnistheorie

Die Wiedereinführung der Erkenntnistheorie als einer philosophischen Disziplin im Sinne wissenschaftlicher Grundlagenforschung und zur Ergänzung der Wissenschaftstheorie wird heute durch die allgemeine Informationstheorie und Kommunikationsforschung begünstigt. Dabei spielt der Begriff des Zeichens, also die Semiotik die vermittelnde, zentrale und grundlegende Rolle. Dementsprechend kann der Aufbau der wissenschaftlichen Erkenntnistheorie, durchaus noch als Theorie einer Subjekt-Objekt-Relation verstanden, heute in drei Schritten vollzogen werden:

1. als semiotische Erkenntnistheorie,
2. als semantische Erkenntnistheorie und
3. als informationstheoretische Erkenntnistheorie.

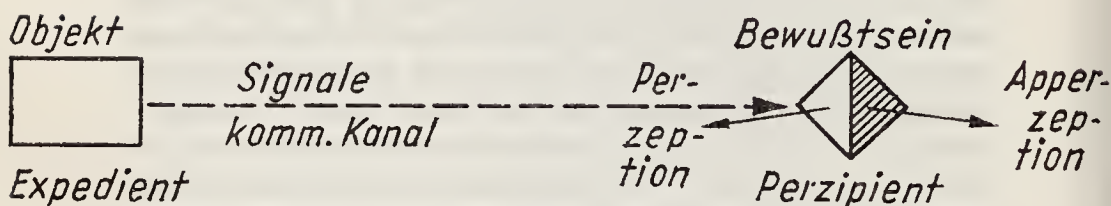
Als semiotische Erkenntnistheorie sollen alle zeichentheoretischen Grundlagen und Probleme des Erkenntnisaktes zusammengefaßt werden; in der semantischen Erkenntnistheorie werden die wissenschaftstheoretischen Fragen nach der „Bewertung“ einer Erkenntnis im logischen Sinne, also die Fragen nach „Wahrheit“ oder „Nichtwahrheit“, sowie die Probleme der „Bedeutung“ in einem inhaltlichen Sinne behandelt, und unter informationstheoretischer Erkenntnistheorie würden schließlich alle Maß- und Übertragungsprobleme der Erkenntnis zu verstehen sein. In jeder Erkenntnis geht es um Wissen. Wissen kann als realisierte Erkenntnis aufgefaßt werden. Dementsprechend sind Erkennen und Wissen einander ergänzende Züge intellektueller Tätigkeit, und Erkenntnistheorie und Wissenschaftstheorie bedingen einander. Wissen als „Wissen von etwas“ besitzt stets drei problematische Aspekte: Erkennbarkeit, Beweisbarkeit und Übertragbarkeit. Dementsprechend gibt es den erkenntnistheoretischen Be-

griff des Wissens, den logisch-semantischen Begriff des Wissens und den kommunikationstheoretischen Begriff des Wissens. Aber für alle drei Aspekte ist die Zurückführung auf Zeichenkategorien, Zeichenfunktionen und Zeichenoperationen charakteristisch und grundlegend. Die semiotische Kennzeichnung des Begriffs der Erkenntnis und des Wissens ist also notwendig. Es ist auch leicht einzusehen, daß erst mit einem solchen Aufbau der Erkenntnistheorie ihre Einbeziehung in jene allgemeine und abstrakte Kommunikationstheorie gelingt, die auch die kybernetischen Möglichkeiten etwa der Lehr- und Lerntheorie enthält. Aber es kann auch hier schon gesagt werden, daß mit ihrem semiotischen Aufbau es sichtbar wird, wie sehr die spezifischen Erkenntnisprobleme in Identifikationsprobleme und die spezifischen Wissensprobleme in Darstellungsprobleme münden. Probleme des „Machens“, „Erfindens“ und „Gestaltens“, wie sie im Bereich technischer und ästhetischer Realisationen auftreten, grenzen sich zwar als heuristische und künstlerische Probleme von denen des Erkennens und Wissens ab, unterliegen aber im Prinzip schließlich dennoch den Identifikations- und Darstellungskriterien, wie sie in ihrer Allgemeinheit für jede Art intelligibler Tätigkeit kennzeichnend bleiben.

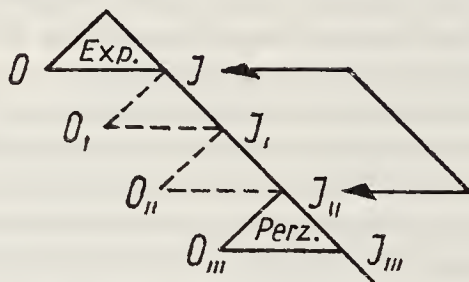
Jede Erkenntnis ist primär natürlich ein Vermittlungsvorgang. Ein Objekt wird einem Bewußtsein vermittelt. Erkenntnistheorie hat es speziell mit dieser Vermittlung zu tun.

Zwei Möglichkeiten sind dabei zu unterscheiden: die Vermittlung eines realen (bewußtseinstranszendenten) Objekts und die Vermittlung eines intelligiblen (bewußtseinsimmanenten) Objekts. Im ersten Fall benötigt die Vermittlung bzw. Erkenntnis einen physikalischen Träger, z. B. Tonfrequenzen oder Lichtfrequenzen; im zweiten Falle benötigt sie lediglich intelligente Träger, z. B. Begriffe oder logische Strukturen. Wir sprechen unterscheidend von eigentlicher und uneigentlicher Erkenntnis. In der eigentlichen Erkenntnis sind Signale Träger der Zeichen, durch die die Erkenntnis aufgebaut bzw.

apperzipiert werden kann; in der uneigentlichen Erkenntnis sind Zeichen Träger von Zeichen, durch die die Erkenntnis aufgebaut bzw. apperzipiert wird. Im allgemeinen stellt die erste Art der Erkenntnis eine „Wahrnehmung“, die zweite Art aber eine „Interpretation“ dar. „Signale“ sind in jedem Falle physikalische Substrate, die als „Zeichen“ fungieren können. Das Schema der eigentlichen Erkenntnis ist demnach stets in das Schema einer „unilateralen“ Kommunikation bzw. in das Schema einer „unilateralen Beobachtungskette“ eingebettet.



Das Schema der uneigentlichen Erkenntnis hingegen entspricht dem semiotischen Interpretantenbezug.



Der semiotische Verlauf bzw. die semiotische Charakteristik der beiden unterschiedenen Arten der Erkenntnis, also der eigentlichen und der uneigentlichen (oder, wie man ihre Grenzfälle bezeichnen kann, der „Wahrnehmung“ und der „Interpretation“) ist das erste wesentliche Problem der semiotischen Erkenntnistheorie. Selbstverständlich ist dabei von den drei eingeführten Schemata, durch die der Gebrauch der

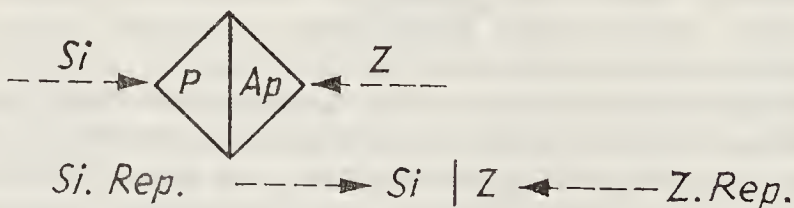
Zeichen geregelt wird, von der triadischen Zeichenrelation (Mittel-, Objekt-, Interpretantenbezug), der triadischen Zeichenfunktion (Kommunikation, Realisation, Kodierung) und der triadischen Zeichenoperation (Adjunktion, Iteration, Superisation) auszugehen. „Wahrnehmung“ wäre danach im einfachsten Fall unilateraler Kommunikation, was die Zeichenrelation anbetrifft, als „Objektbezug“ und zwar, da sie abbildlich orientiert ist, als „iconischer Objektbezug“ (mit einem „Qualizeichen“ als „Mittel“) zu kennzeichnen; im Falle der „Beobachtung“, die Meßwerte erreichen will, handelt es sich um die Feststellung quantitativer raumzeitlich-energetischer Bestimmungsstücke, d. h. der „Objektbezug“ ist im Falle der quantitativen Beobachtung „indexikalisch“ orientiert (als „Mittel“ fungiert dabei im allgemeinen ein „Sinzeichen“). Um in entsprechender Weise auch den Grenzfall uneigentlicher Erkenntnis, die „Interpretation“ grob zu charakterisieren, wird man die Zeichenrelation in erster Linie als „Interpretantenbezug“ aufzufassen haben und vor allem die Schemata der sogenannten „innersprachlichen Kodierung“ berücksichtigen müssen. Damit ist aber zur semiotischen Charakterisierung der Erkenntnisprozesse neben der triadischen Zeichenrelation (die das Zeichen in seinem dreifachen „Bezug“ auf ein „Etwas“ bestimmt) bereits die triadische Zeichenfunktion eingeführt (die auf die dreifache Funktionsweise der Zeichen reflektiert).

Während nämlich die eigentliche Erkenntnis („Wahrnehmung“, „Beobachtung“) gemäß ihrem unilateralen Kommunikationsschema schon durch die Zeichenrelation deutlich beschrieben werden kann, ist der uneigentlichen Erkenntnis („Interpretation“) offenbar die Zeichenfunktion, und zwar speziell die der „Kodierung“ wesentlich. Der eigentlichen Erkenntnis, die relational durch den „Objektbezug“ gekennzeichnet ist, entspricht funktional ein Realisationsschema des erkennbaren „Sachverhalts“, aber die uneigentliche Erkenntnis der „Interpretation“ hat keinen eigentlichen „Objektbe-

zug“, sie erzeugt „Bedeutungen“, und diese sind nie „realisiert“, sondern „kodiert“. Dem „Interpretantenbezug“ der triadischen Zeichenrelation entspricht die „Kodierung“ in der triadischen Zeichenfunktion. Die Kommunikationskette der uneigentlichen Erkenntnis, wie sie sich in der „Interpretation“ vollzieht, ist eine Kette von „Interpretantenbezügen“, eine „Bedeutungskette“ bzw. eine „Kodierungskette“, wie sie in jeder Sprache zur Verfügung stehen.

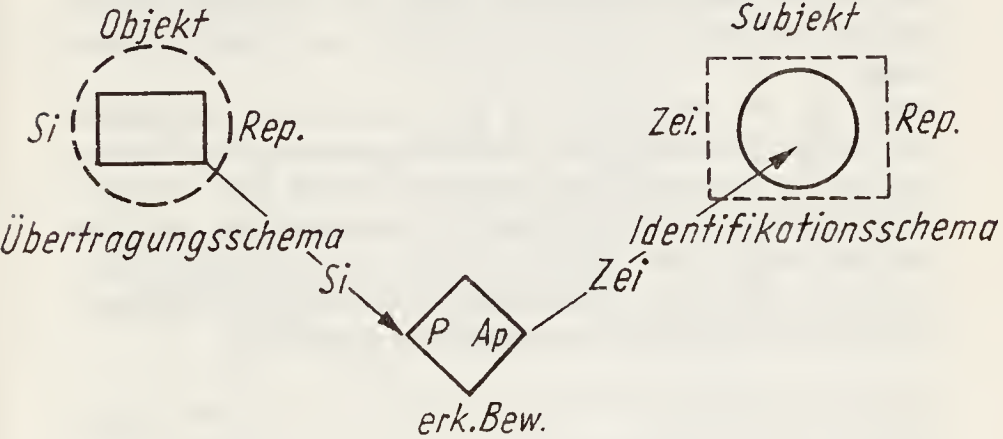
Gehen wir von dem Beispiel „Der Hahn ist das Männchen der Henne“ aus und sagen weiter „das Männchen der Henne ist der Herr im Hühnerhof“, dann ist das „Männchen der Henne“ die uneigentliche Erkenntnis des Objekts „Hahn“ bzw. die „Bedeutung“ des Wortes „Hahn“, also seine „Kodierung“ und „der Herr im Hühnerhof“ ist wiederum die „Bedeutung“ von „Männchen der Henne“ bzw. eine Kodierung dieses letzteren Ausdrucks. Wir haben also in dem Satz „Der Hahn ist das Männchen der Henne, und das Männchen der Henne ist der Herr im Hühnerhof“ eine uneigentliche Erkenntniskette vor uns, eine Bedeutungskette im Sinne einer Interpretantenkette, die ein innersprachliches Kodierungsschema demonstriert.

Der zentrale Vorgang der eigentlichen Erkenntnis, der primäre Erkenntnisakt, wie wir sagen wollen, scheint also in der Umsetzung empfangener Signale (Perzeption) in verfügbare Zeichen (Apperzeption) zu bestehen.



Erkenntnis im Sinne des bloßen Empfangs der Signale erweist sich als Perzeption, aber die zentrale Aufgabe der Apperzeption besteht in der Identifikation dieser Signale; denn

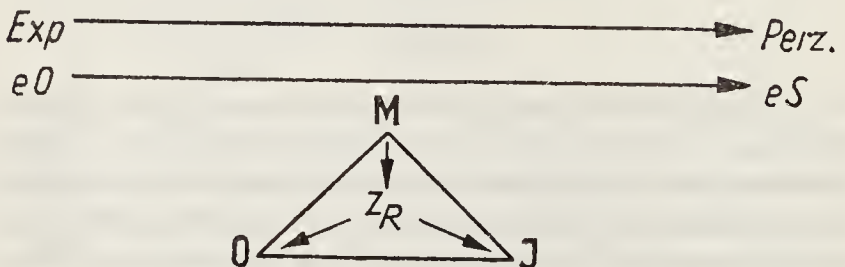
das Wesen jeder Erkenntnis liegt natürlich in der Identifizierung eines Erkennbaren. Die Identifizierung eines Erkennbaren erfolgt durch Zeichen; Zeichen identifizieren; Zeichen sind Identifikationsklassen für Signale und man erkennt, daß das vollständige Kommunikationsschema einer Erkenntnis zweiphasig verläuft, in einer Übertragungsphase und in einer Identifikationsphase, also in einem Signalprozeß und in einem Zeichenprozeß. Jedenfalls stellt die Identifikation als zweite Phase jeder Erkenntnis einen semiotischen Prozeß dar, der von höchst verwickelter Natur sein kann und tatsächlich nur durch ein so subtiles und reiches Kategoriensystem von Zeichen, wie es das Peirce'sche darstellt, erfaßt werden kann, zumal wenn man dessen relationale Determinationen durch funktionale und operationale, wie wir es getan haben, ergänzt. So kann man jedenfalls sagen, daß jedes (erkenntnisthematische) Kommunikationsschema in ein Übertragungsschema und in ein Identifikationsschema zerfällt.



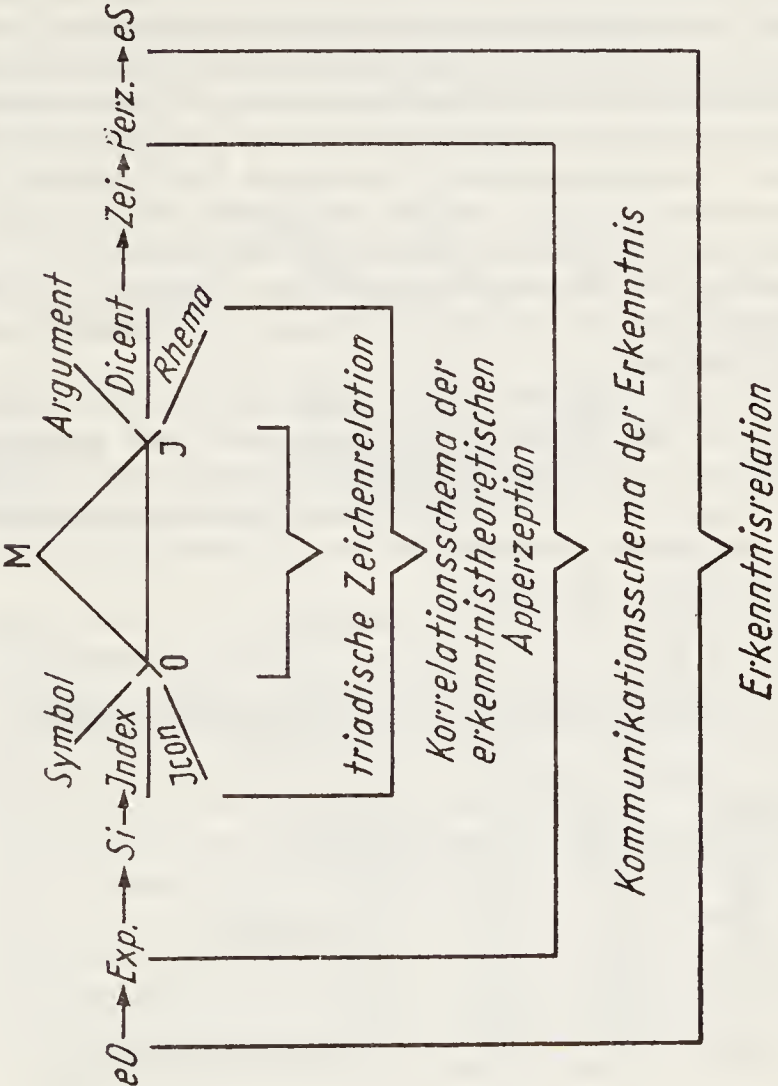
Der Gesamtbereich semiotischer Erkenntnistheorie gliedert sich also in Signaltheorie und in Zeichentheorie, d. h. in einen Übertragungstheoretischen und in einen Identifikationstheoretischen Bestandteil. Es ist allerdings klar, daß in einem Erkenntnisvorgang Signalphase und Zeichenphase oder Über-

tragungsphase und Identifikationsphase nicht zeitlich getrennt sind, sondern sich „überziehen“. Auch ist dazu zu sagen, daß alle Signale raumzeitliche Funktionen im physikalischen Sinne darstellen, während die Zeichen nicht sind, gleichwohl lassen sich wie die Signale auch die Zeichen in „Konfigurationen“ und in „Ereignisse“ aufteilen. Was auf Magnetbändern fixiert ist, stellt als „Signal“ (Tonfrequenz) wie auch als „Zeichen“ (Wort) eine „Konfiguration“ dar; im Sprechakt hingegen wird sowohl das „Ton-Signal“ wie auch das „Wort-Zeichen“ zu einem „Ereignis“. Man unterscheidet gern „tote“, d. h. gespeicherte „Signale“ von „lebenden“, d. h. aktuellen oder ablaufenden „Signalen“; dementsprechend ist das in einem Text fixierte Wort ein „totes Zeichen“, aber sein statistisches Auftreten „lebend“ oder „aktual“. Im allgemeinen sind alle „Signale“ physikalische Substrate, „Zeichen“ hingegen intelligible Substrate; „Signale“ sind Perzeptionsträger und „Zeichen“ sind Apperzeptionsträger. Im erkenntnistheoretischen Kommunikationsschema endlich fungieren die „Signale“ als Übertragungsträger, aber die „Zeichen“ als Identifikationsträger.

Man muß nun beachten, daß jedes erkenntnistheoretische Kommunikationsschema als erkenntnistheoretische Relation zwischen dem erkenntnistheoretischen Objekt (eO) und dem erkenntnistheoretischen Subjekt (eS) unterscheidet und daß sich darin sowohl das Expedient-Perzipient-Schema der Kommunikation als auch das Objektbezug-Interpretantenbezug-Schema der triadischen Zeichenrelation ausdrückt.



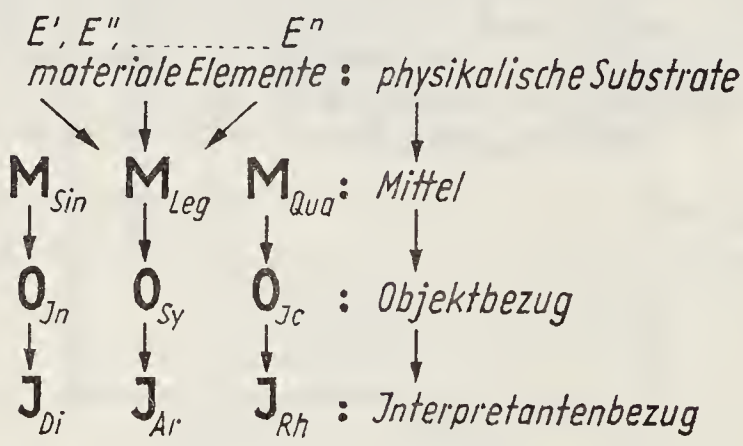
Vergegenwärtigt man sich diesen Zusammenhang an Hand der Schemata, die für die einzelnen Phasen bestehen, wird klar, daß der Semioseprozeß im Erkenntnisakt, nachdem der „Mittelbezug“ durch die Art der Übertragungssignale deter-



minierte ist, wiederum zweiphasig verläuft und zwischen „Objektbezug“ und „Interpretantenbezug“ unterscheidet. Im „Objektbezug“ des „Zeichens“ wird das „Objekt“ als „Expedient“, im „Interpretantenbezug“ wird das „Objekt“ als „Perzipient“ identifiziert.

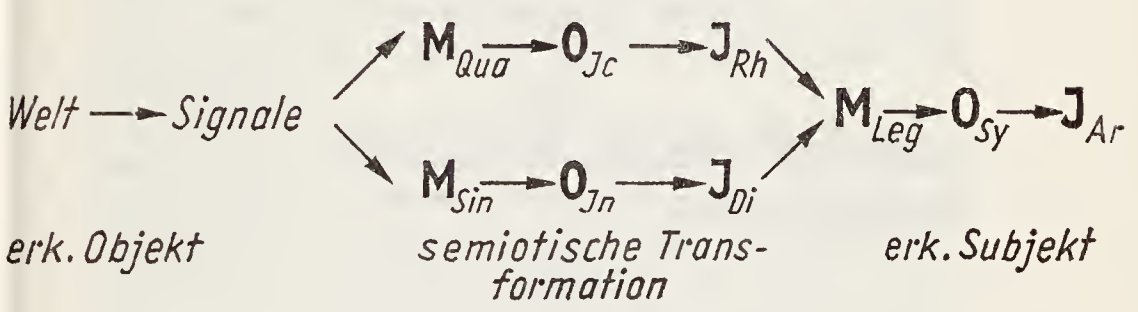
Die erwähnte Umsetzung der „Signale“ in „Zeichen“ im Übergang der Perzeption in die Apperzeption erfolgt also nicht abrupt, sondern benötigt als erkenntnistheoretische Vermittlung genau jenes intelligible Gebilde, das wir „Zeichen“ nennen und das sich gleichzeitig durch einen „Objektbezug“ und einen „Interpretantenbezug“ auszeichnet. Die triadische Zeichenrelation vermittelt zwischen den Klassen des „Objektbezugs“ und den Klassen des „Interpretantenbezugs“, d. h. zwischen den Identifikationsklassen der „Objekte“ und ihrer „Signale“ und den Identifikationsklassen der „Subjekte“ und ihrer „Zeichen“.

Es ist möglich, an dieser Stelle neben der triadischen Z-Relation und der triadischen Z-Funktion noch das generative Schema (ein Erzeugungsschema) für die Peirce'schen Z-Klassen einzuführen, das die semiotischen Zusammenhänge bzw. die semiotischen Vermittlungen, die zu einem Erkenntnisvorgang gehören, verdeutlicht.



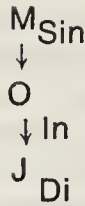
Jeder erkenntnistheoretische Prozeß ist von den in diesem generativen Schema zusammengefaßten semiotischen Transformationen bestimmt.

Semiotisch kann man sich z. B. die Entwicklung eines Naturgesetzes (Differentialgleichung), das in den Zusammenhang einer bestimmten Theorie (abgeschlossenes System von Sätzen) gehört, aus einer Beobachtungsserie (Klasse von Meßwerten) nach folgendem generativen Schema denken, das zugleich das erkenntnistheoretische Kommunikationsschema wiedergibt:

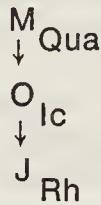


Man bemerkt, daß physikalische Signale des Weltobjekts (z. B. Frequenzen) zu qualitativen oder singulären Mittelbezügen von Zeichen erklärt werden können und dann dementsprechend im Objektbezug ikonisch oder indexikalisch fungieren, also Modelleigenschaften oder Meßwerte ausdrücken, die schließlich im Interpretantenbezug rhematisch (deskriptiv) oder dicentisch (als Observablen) verwendet werden können und, zu einem neuen Mittelbezug zusammengefaßt, Legizeichen, d.h. gesetzmäßige Zeichenmittel liefern, die das Objekt durch pure Symbole bezeichnen lassen, z. B. durch die Differentialgleichung, und im neuen Interpretantenbereich diese im Zusammenhang ihrer Theorie (Argument) ableiten.

Im allgemeinen verläuft der Prozeß so, daß die generative Phase

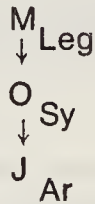


der erkenntnismäßigen Entwicklung eines „Beobachtungssatzes“ entspricht, während die generative Phase



zu einem Satz „inhaltlicher Redeweise“ führt.

Die generative Phase



entwickelt hingegen stets axiomatisch-deduktiv gebaute Satzsysteme.

Aus diesen semiotischen Schemata des Erkenntnisprozesses erhellt bereits, daß der interpretantenabhängige „semantische“ Gehalt einer Erkenntnis drei inhaltliche Komponenten aufweist. Dicientisch ist er an einem indexikalischen Objekt orientiert, etwa an einem Meßwert; rhematisch entwirft er das Objekt als anschauliches, etwa im Partikel- oder Wellenbild und als Argument bezeichnet er das Objekt nur symbolisch im Rahmen einer formalen, axiomatisch-deduktiv gebauten Theorie.

In gewisser Hinsicht läßt sich also die „faktische Semantik“ oder die „physikalische Semantik“ in eine objektorientierte und in eine interpretantenorientierte Semantik aufspalten. Die objektorientierte Semantik bezieht sich auf objektbezogene „Beobachtungen“; die interpretantenorientierte Semantik bezieht sich auf interpretantenbezogene „Bedeutungen“. „Modelle“ haben eine objektorientierte Semantik, „Theorien“ eine interpretantenbezogene. Sofern aber abgeschlossene „Theorien“ aus einem Formalgehalt („Theoretischer Sprache“ Carnaps) und einem Realgehalt (in der „Beobachtungssprache“ Carnaps) bestehen, handelt es sich bei ihnen um komplexe triadische Zeichenrelationen, in denen der indexikalische Objektbezug einem argumentischen Interpretantenbezug zugeordnet ist.

„Beobachtung“ verdient natürlich vor allem die interpretantenbezogene „Bedeutung“. „Bedeutungen“ können nicht beachtet werden, sie treten nicht in die Perzeption ein, sie sind Ergebnis jener semiotischen Apperzeption, die den Interpretantenbezug der Zeichen ausnützt, also nur „Rhemata“, „Dicens“ oder „Arguments“ liefern kann, also „interpretierte“, nicht „beobachtete“ Objekte, wenn man sich so ausdrücken will. „Bedeutungen“ sind demnach Identifikationsklassen im Interpretantenbezug. Dementsprechend gibt es also nur drei Klassen solcher interpretierender Identifikationen, nämlich „Rhemata“, „Dicens“ und „Arguments“.

Was heißt das? – Das heißt vor allem, daß die sogenannten „Bedeutungen“ keine ontische Selbständigkeit haben, keine „Wesenheiten“, keine „Qualitäten“ sind, sondern als „Interpretantenbezüge“ bloße Relationen darstellen: nämlich Kodierungen der „Objektbezüge“ für den „Apperzipienten“ innerhalb des Kommunikationsschemas.

Vom Standpunkt der triadischen Zeichenrelation sind dann „Rhema“, „Dicent“ und „Argument“ konnexbestimmte „Interpretantenbezüge“, sofern das „Rhema“ als unabhängiges, für sich stehendes Einzelzeichen, das „Dicent“ als ein Zu-

sammenhang von Zeichen, der der Behauptung fähig ist, und das „Argument“ als abgeschlossener Zusammenhang von Zeichen eingeführt wird. Material und semiotisch gesehen wird also die Frage nach der „Bedeutung“ eines Zeichens zu einer Frage des topologischen Zusammenhangs von Zeichen (bei Wörtern insbesondere zu einem texttopologischen Kontextproblem). Das stimmt mit jenen sprachtheoretischen Vorstellungen überein, gemäß denen „Bedeutung“ einen „Bedeutungsträger“ (das materiale Zeichen, z. B. das Wort) voraussetzt und einerseits durch das Wörterbuch und andererseits durch den Kontext festgelegt ist. Sowohl durch das Wörterbuch wie auch durch den Kontext wird das Wort als materiales Zeichen zur Bedeutung kodiert. „Rhema“, „Dicent“ und „Argument“ sind als die kleinsten und allgemeinsten Bedeutungseinheiten, als elementare „Bedeutungen“, als fundamentale „Interpretantenbezüge“, als „Semanteme“ aufzufassen, die logisch, linguistisch, erkenntnistheoretisch und ästhetisch determiniert werden können. Es gibt also nur drei „Bedeutungen“: „Rhema“, „Dicent“ und „Argument“, d. h. „freies Einzelzeichen“, „offener Konnex“ von Zeichen und „abgeschlossener Konnex“ von Zeichen (z. B. das einzelne „Wort“, eine „Aussage“ und ein „Beweis“). Das, was ein Wort „bedeutet“, ist sein zu einem „Rhema“, „Dicent“ oder „Argument“ kodierter Objektbezug.

Damit ist wieder ausgesprochen, daß „Bedeutungen“ (wie jedes „Zeichen“) nur in einem Kommunikationsschema auftreten, das zugleich als innersprachliches Kodierungsschema fungiert.

Eine „Erkenntnis“ ist also semiotisch betrachtet ein mehrphasiger Zeichenkomplex, dem sowohl ein sprachliches Kodierungsschema, ein sprachliches Kommunikationsschema und ein sprachliches Realisationsschema entspricht. Im einzelnen wird der Zusammenhang zwischen der „triadischen Relation“ und der „triadischen Funktion“ des semiotischen

Erkenntnisverlaufs in der Sprache durch folgende Zuordnung gewährleistet:

Mittelbezug	{	Qua: innersprachliches Kommunikationsschema
		Sin: objektsprachliches Kommunikationsschema
		Leg: metasprachliches Kommunikationsschema
Objektbezug	{	Ic: innersprachliches Realisationsschema
		In: objektsprachliches Realisationsschema
		Sy: metasprachliches Realisationsschema
Interpretantenbezug	{	Rh.: innersprachliches Kodierungsschema
		Di.: objektsprachliches Kodierungsschema
		Ar.: metasprachliches Kodierungsschema

Ich möchte andeutungsweise auf die semiotische Struktur der „Information“ eingehen. Denn was eine Erkenntnis zu liefern hat, ist ja letztlich nichts anderes als „Information“. Nun ist aber der Informationsbegriff der nachrichtentechnischen Informationstheorie ein mathematischer, genauer ein statistischer, der sich primär auf syntaktisch-material fungierende „Elemente“ bzw. „Signale“ bezieht, deren innovatives Auftreten numerisch bestimmt wird, ohne daß dabei an eine semantische Funktion dieser „Elemente“ bzw. „Signale“ gedacht wird.

Eine „Erkenntnis“ als „Innovation“ ist jedoch nicht nur statistisch-material, sondern auch semiotisch-inhaltlich bestimmt. Sie gibt „Information“, aber die „erkenntnistheoretische Information“ hat im Unterschied zur „nachrichtentechnischen Information“ nicht nur eine syntaktische, sondern auch eine semantische Funktion. Während der nachrichtentechnische Begriff der Information materialbezogen ist, ist der erkenntnistheoretische Informationsbegriff durchaus zeichenbezogen, d. h. seine Elemente sind „triadischer“ Dimension im Sinne des triadischen Zeichenbegriffs.

Die „Erkenntnis-Information“ muß demnach objektbezogen „symbolisch“, „indexikalisch“ oder „iconisch“ verständlich gemacht werden können. Nun unterscheidet zum Beispiel Mackay zwischen „metrischer“, „struktureller“ und „selektiver Information“. „Metrisch“ ist eine Information, wenn sie sich auf den absoluten Gewinn von Kenntnis, etwa der Zahl, die eine bestimmte Menge von Elementen kennzeichnet, bezieht. „Strukturell“ ist eine Information, wenn sie Kenntnisse relativ zu einer vorgegebenen Struktur, z. B. einer Uhr, bietet. „Selektiv“ ist eine Information, sofern sie sich auf „Auswahlen“ beschränkt. Man sieht leicht, daß bereits diese einfache Kennzeichnung der drei Informationsbegriffe es ermöglicht, die „metrische“ Information semiotisch als „symbolische“, die „strukturelle“ als „iconische“ und die „selektive“ als „indexikalische“ Information einzuführen.

Ich möchte abschließend noch einen allgemeinen Gesichtspunkt erwähnen. Die Entwicklung der modernen analytischen Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie ist verknüpft mit dem Hervortreten der Begriffe „Relation“ und „Funktion“. Sie haben in starkem Maße die alten Begriffe „Ding“ und „Eigenschaft“ abgelöst. Die Reduktion erkenntnistheoretischer auf informationstheoretische und semantischer auf semiotische Probleme, wie das heute in der Physik, Mathematik und Logik vorteilhaft geschieht, zeigt diese Entwicklung. Tatsächlich schließt der Begriff des „Zeichens“, wie er von Peirce entwickelt wurde, neben der triadischen „Relation“ die triadische „Funktion“ im dargestellten Sinne ein. Mit der Einführung des relational und funktional definierten Begriffs des „Zeichens“ scheint die „Substanzthematik“ der klassischen Metaphysik und Ontologie durch eine „Zeichenthematik“ ersetzt werden zu können. Sowohl die materiale wie auch raum-zeitliche Relevanz des „Objekts“ weicht damit einer materialen und raum-zeitlichen Irrelevanz des „Zeichens“. Der Begriff des „Bewußtseins“ kann in der (auf den relationalen und funktionalen triadischen Zeichenbegriff) reduzier-

ten Erkenntnistheorie ebenfalls nur relational und funktional fungieren. Husserls Phänomenologie hat mit dem Begriff der „Intentionalität“ als charakteristischem Kennzeichen des „Bewußtseins“ die Grundlage für seine relationale Auffassung gegeben. William James hat in seiner Arbeit „Does consciousness exist?“ von 1904 gegen die substanzielle und essentielle Konzeption des „Bewußtseins“ polemisiert und seinen ausschließlich funktionalen Charakter herausgestellt. Ich habe in einer Arbeit „Bewußtseinstheorie“ zu zeigen versucht, in welchem Umfange der Begriff des „Bewußtseins“, insbesondere wenn man seine kommunikativen Leistungen in Betracht zieht, dem triadischen Zeichenbegriff entspricht. Danach kann das „Bewußtsein“ nicht aus der Seinshematik, sondern nur aus der Zeichenthematik konstituiert werden. Das triadische Zeichenmodell kann als Bewußtseinsmodell fungieren. Die klassische Substanz- und Ortsrelevanz des „Bewußtseins“ verschwindet dann hinter seiner materialen und raum-zeitlichen Irrelevanz, eine scharfe Trennlinie zwischen Welt und Bewußtsein, erkennbarem Objekt und erkennendem Subjekt, die eine Voraussetzung der klassischen Erkenntnistheorie und Metaphysik war, wird überflüssig. Das „Bewußtsein“ ist im Prinzip nicht fixierbar, sondern hat prozessualen, umgreifenden, transzendierenden Charakter.

Semiotik und Linguistik

Die moderne Sprachforschung verfolgt ihre Probleme in zwei Richtungen, die durch Aufbau und Funktion der Sprache vorgezeichnet werden. Die Erforschung der syntaktischen Konstitution der Sprache findet ihre Ergänzung in der Erforschung ihrer Rolle als Bedeutungsträger. Strukturelle Linguistik auf der einen Seite und linguistische Semantik auf der anderen bestimmen das Doppelgesicht dieser Wissenschaft, und die „mathematische Linguistik“ dort und die „Wortfeldforschung“ hier bezeichnen vielleicht die größte innere Distanz der Probleme. Es ist auch klar, daß die Systeme der generativen und kategorialen Grammatiken (Chomsky, Bar-Hillel, Curry), der statistischen, logischen und topologischen Sprach- und Texttheorien (Herdan, Fucks, Carnap, Bense), der Metalinguistik (Whorf) und der grammatischen (Wittgenstein) und phänomenologischen (Husserl) Bedeutungstheorien der Vermittlung zwischen den extremen Fällen des Themas und seiner Untersuchung dienlich sind, daß aber das einheitliche Verständnis der Forschungstendenzen und ihrer Resultate noch keineswegs seine Prinzipien diskussionsfähig formuliert hat. Auch ist zu bemerken, daß die großen Typen der Sprach-Sinn-Formen wie die Präzisionssprachen, die Beobachtungssprachen, die Umgangssprachen, die Erlebnissprachen und Poesiesprachen noch keineswegs aus einer einheitlichen syntaktischen und semantischen Grundkonzeption der „Sprache überhaupt“ abgeleitet wurden. Dennoch verlangt das theoretische Bewußtsein von „Sprache überhaupt“, daß die grammatischen, semantischen und ästhetischen Schemata ihrer Erzeugung einheitlich geklärt und aufgebaut werden.

Nun setzen alle anvisierten Theorien und Konzeptionen über Sprache insofern eine einheitliche Charakteristik bereits vor-

aus, als sie von der Zeichennatur sprachlicher Elemente ausgehen, indem sie mindestens die repräsentierende und kommunikative Rolle der Sprache einkalkulieren. Dennoch ist noch keine konsequente Zurückverlegung der Linguistik in die Semiotik erfolgt, obwohl eine brauchbare Semiotik existiert und obwohl sicher ist, daß die Lösbarkeit zahlreicher linguistischer Probleme durch die Anwendung semiotischer Vorstellungen und Verfahren erleichtert würde, wenn man erkennt, daß die „Sprache“ als „Gesamtheit“ die Natur des „Zeichens“ besitzt, daß also die Freiheitsgrade, Eigenschaften und Probleme der „Sprache“ sich mit denen eines „Zeichens“ überhaupt bereits einstellen bzw. am Charakter eines „Zeichens“ studieren lassen.

Ich möchte im folgenden auf mögliche Einbruchstellen moderner Semiotik in die Linguistik hinweisen, die programmatisch erweitert werden könnten. Wir gehen davon aus, daß unter einer Semiotik ein Quadrupel triadischer Bestimmungen

$$S = (R^t, F^t, O^t, G^t)$$

zu verstehen ist.

Darin bedeutet R^t die „triadische Zeichenrelation“, F^t die „triadische Zeichenfunktion“, O^t die „triadische Zeichenoperation“ und G^t die „triadische Zeichengeneration“.

Danach ist ein „Etwas“, das als Zeichen Z eingeführt wird, eine dreistellige Relation in dem Sinne, daß sie als „Mittelbezug“, „Objektbezug“ und „Interpretantenbezug“ (darunter wieder ein neues Zeichen verstanden werden kann) fungiert. F^t bedeutet dann die dreifache Funktionsweise des Zeichens (Repräsentation, Kommunikation und Kodierung); O^t bezeichnet die Triade der Operationen, die das Zeichen manipulieren (Adjunktion, Iteration und Superisation) und G^t drückt die generative Folge in der Wahl des „Mittelbezugs“, des „Objektbezugs“ und des „Interpretantenbezugs“ aus.

Wir beschränken uns hier zunächst auf die „Zeichenrelation“. Danach ist ein „Zeichen“ ein eingeführtes bzw. selektiertes

Etwas, das in der dreistelligen Relation „Mittel“, „Objekt“, „Interpretant“ fungiert. Peirce hat die Komponenten jeweils ebenfalls triadisch aufgespalten. Als „Mittel“ kann das Zeichen „Qualizeichen“ (physische Qualität), „Sinzeichen“ (singular) und „Legizeichen“ (gesetzmäßig) sein. Im „Objektbezug“ kann das „Mittel“ das Objekt „ikonisch“ (merkmalübereinstimmend, prädikativ) *abbilden*, „indexikalisch“ (in direktem kausalem Zusammenhang) *anzeigen* oder bloß „symbolisch“ (namentlich) *bezeichnen*. Dies vorausgesetzt ist leicht einzusehen, daß man eine „Sprache“ als Ganzes, d. h. als Inbegriff ihres Repertoires an Elementen und Regeln bzw. als Inbegriff aller in ihr herstellbarer Ausdrücke, als „Zeichen“ auffassen kann. Beschränken wir uns dabei auf ihre „triadische Zeichenrelation“, so liegt ihr „Mittelbezug“ darin, daß ihr materiales (lautliches oder visuelles) System z. B. der Vermittlung, der „Kommunikation“ dient; ihr „Objektbezug“ ist dadurch gegeben, daß sie „Sprache für Welt“, „Objektsprache“ ist, und sie besitzt „Interpretantenbezug“, sofern sie als solche „Bewußtseinstatsache“ ist und Bewußtsein stets die „Objektbezüge“ als „Bedeutungen“ übernimmt und zu neuen Zeichen iterieren, interpretieren bzw. kodieren kann.

In der von Ch. S. Peirce inaugurierten Semiotik handelt es sich wie gesagt darum, daß „Zeichenklassen“ als „triadische Kombination“ ihrer einzelnen „Bezüge“ zur Bestimmung effektiv auftretender „Zeichen“ bzw. „Signale“ benutzt werden. Ich erinnere noch einmal an die von Peirce eingeführten Grundklassen:

1. rhematisch-ikonisches Qualizeichen: z. B. Rotempfindung.
2. rhematisch-ikonisches Sinzeichen: z. B. singuläres Diagramm.
3. rhematisch-indexikalisches Sinzeichen: z. B. spontaner Schrei.
4. dicentisch-indexikalisches Sinzeichen: z. B. Wetterfahne.

5. rhematisch-ikonisches Legizeichen: z. B. allgemeines Diagramm.
6. rhematisch-indexikalisches Legizeichen: z. B. ein Demonstrativpronomen.
7. dicentisch-indexikalisches Legizeichen: z. B. Straßenschilder (Halt!)
8. rhematisch-symbolisches Legizeichen: z. B. Allgemeinbegriff.
9. dicentisch-symbolisches Legizeichen: z. B. ein Satz.
10. argumentisch-symbolisches Legizeichen: z. B. eine Schlußfigur.

Diese kombinatorisch gebauten Zeichenklassen lassen sich auch benutzen, um einzelne Sprachtypen semiotisch zu bestimmen. Folgende Übersicht gibt die wichtigsten Beispiele:

Sprache I	(dicentisch symbolisches Legizeichen)	= auf Individuen und Prädikate reduzierte und genau fixierte Carnap'sche L-Sprache bzw. „Theoretische Sprache“
Sprache II	(dicentisch-indexikalisches Sinzeichen)	= physikalische „Beobachtungssprache“
Sprache III	(dicentisch-indexikalisches Legizeichen)	= Programmiersprache.
Sprache IV	(rhematisch-ikonisches Sinzeichen)	= Metaphorische Sprache.
Sprache V	(rhematisch-ikonisches Legizeichen)	= Metaphysische Sprache.
Sprache VI	(rhematisch-indexikalisches Sinzeichen)	= expressiv-lyrisch-existentielle Sprache.

Sprache VII (rhematisch- iconisches Qualizeichen)	= visuell-phonetisches Sprachsystem.
Sprache VIII (dicentisch-symboli- sches Sinzeichen)	= epische Sprache.
Sprache IX (argumentisch-symboli- sches Legizeichen)	= Kalkülsprache

Es ist klar, daß die semiotische Charakteristik einer Sprache, einer Teilsprache oder einer Sprachform sofort die semiotische Analyse ihrer Teile notwendig macht. Hierzu im Anschluß an die bereits bei Peirce vorhandenen Bestimmungen zunächst nur folgende einführende Bemerkungen. Es ist davon auszugehen, daß die „Wörter“ als solche, so wie sie im Vokabular unabhängig voneinander auftreten, nur im „Mittelbezug“ und im „Objektbezug“ semiotisch faßbar sind. Im „Mittelbezug“ sind sie wesentlich „Legizeichen“; denn sie fungieren gesetzmäßig als bestimmte Wortarten unter bestimmten grammatischen Kategorien bzw. Regeln. Im „Objektbezug“ stellen sie primär nur „Symbole“ dar; erst in ihrem Zusammenhang, im „Satz“, in der „Nominalphrase“, in der „Metapher“ und dergl. gewinnen diese „Symbole“ „objektbezogen“ ihren semiotischen Aspekt als „Index“ oder als „Ikon“ und „interpretantenbezogen“ ihren semiotischen Aspekt als „Rhema“, „Dicent“ oder „Argument“. Erst als Element grammatischer Kategorien entwickelt also das „Wort“ über seine Einführung als „symbolisches Legizeichen“ seine spezielleren semiotischen Relationen und Funktionen.

Was die Wortarten anbetrifft, so sind sie durch den vorherrschenden „Objektbezug“ semiotisch charakterisiert. Bereits Peirce nahm die wesentlichen Klassifikationen vor. „Substantive“ sind natürlich zunächst nichts anderes als „namentlich“ fungierende „Symbole“ (Nomen), wobei man allerdings die „Eigennamen“ als „indexikalische“ und die „Gattungsnamen“ als „ikonische Symbole“ näher kennzeichnen könnte. „Ab-

strakta“, die, wie z. B. „Liebe“, „Meter“, „Reichtum“ usw. Nichtgegenständliches bezeichnen, haben nach Peirce als „degenerierte“ (abgeleitete) „Symbole“ zu gelten. Auch die „Verben“ sind primär nichts anderes als „Symbole“ für Zustände und Ereignisse. „Adjektive“ fungieren im allgemeinen „ikonisch“, „Adverbien“ „indexikalisch“. Satzverknüpfende Bindewörter, „Konjunktionen“ bzw. logische „Funktoren“ wie „und“, „oder“, „wenn – so“, „daher“, „daß“ haben eine „indexikalische“ Natur; das „Anzeigen“ bezieht sich jedoch nicht auf außersprachliche Objekte, sondern auf innersprachliche Zeichen, z. B. auf weitere Satzteile; es handelt sich also um „Metaindices“. Auch „Artikel“ und „Pronomen“, sofern sie als „Begleiter“ bzw. „Stellvertreter“ des „Substantivs“ auftreten, sind „Zeichen“, die sich auf „Zeichen“ beziehen, also „Metazeichen“, und zwar „Metasymbole“. Sofern der „Artikel“ das „Substantiv“ begleitet und der Unterscheidung des Geschlechts dient, ist er natürlich ein „Metaindex“.

Nach diesem kurzen Überblick über die Semiotik der Wortarten, erörtere ich die grammatischen Kategorien. Dabei ist vorweg zu sagen, daß die grammatischen Kategorien als Zeichen triadischer Relation primär im „Interpretantenbezug“ gekennzeichnet sind; denn es ist nicht zu übersehen, daß „Subjekt“, „Prädikat“, „Objekt“ usw. Interpretationen zu Wortarten in einem Zusammenhang von Wörtern (z. B. im Satz) darstellen. Dabei interessiert in erster Linie der Subjekt-Prädikat-Zusammenhang, auf den jede „Aussage“ gemäß dem logischen Inhärenzsatz (Jede Aussage ist darstellbar als eine Aussage über die Prädikate, die einem Subjekt zukommen oder nicht zukommen) reduzierbar ist. Sofern das Subjekt in einer Aussage das objektbezogene substantivische „Symbol“ ist, bezeichnet es als grammatische Kategorie im Interpretantenbezug etwas, das infolge seiner gesetzmäßigen Verwendung (Legizeichen) im Sinne Freges logisch gesättigt und dementsprechend nicht nur abgeschlossener, sondern auch vollständiger Ausdruck ist und somit als (ein-

wortiges) „Argument“ (der Aussage) angesehen werden kann. Das „Prädikat“ hingegen (oder der prädikative Bestandteil der Aussage) ist nach Frege ungesättigter Ausdruck, was im Objektbezug dem Ikonismus seiner adjektivischen verbalen Wortart entspricht und im Interpretantenbezug auf seine semiotische Natur als „Rhema“ verweist. Wir werden später die „Aussage“ in ihrer Ganzheit, also den Zusammenhang von Subjekt und Prädikat als „Dicent“ bestimmen, d. h. als ein Zeichen, das „der Behauptung fähig“ ist. Zunächst scheint mir notwendig, die semiotischen Kennzeichnungen der grammatischen Kategorien in ihrer Rolle der Bedeutungsbildung näher darzulegen.

Sofern die klassische Semasiologie die „Bedeutung“ der einzelnen Wörter der Wortarten untersucht, geht sie historisch oder bestenfalls spekulativ vor. Semiotisch berücksichtigt sie dabei mit Recht die „Kodierungsfunktion“ der „triadischen Zeichenfunktion“, die dem „Interpretantenbezug“ in der „triadischen Zeichenrelation“ entspricht, aber sie bleibt doch „onomasiologisch“ orientiert und reflektiert nicht auf die kontextliche Konstituierung der „Bedeutung“, die heute entscheidend die Richtung der linguistischen Bedeutungsforschung bestimmt.

Faßt man semiotisch die „Bedeutung“ als Kodierung der „Objektbezüge“ eines Zeichens in „Interpretantenbezüge“ auf, so ist das „Rhema“ die Kodierung des „Ikons“, das „Dicent“ die Kodierung des „Index“ und das „Argument“ die Kodierung des „Symbols“, und zwar handelt es sich bei dieser bedeutungserzeugenden Kodierung um eine solche, die die „Objektbezüge“ (der „Wortarten“) in die „Interpretantenbezüge“ (grammatischer Kategorialität) kodiert, und das heißt, daß die „Bedeutung“ im („objektbezogenen“) onomasiologischen Sinne transformiert wird in eine „Bedeutung“ im („interpretantenbezogenen“) kontextlichen Sinne. Die „Interpretantenbezüge“ der „triadischen Zeichenrelation“, also Rhema, „Dicent“ und „Argument“ stellen also kontextliche „Be-

deutungsklassen“ dar, die onomasiologischen „Objektbezüge“, also „Ikon“, „Index“ und „Symbol“ generativ zur Voraussetzung haben. Nun sind aber „Kontexte“, wie gesagt, „Zusammenhänge“ von Wörtern, und die „Interpretantenbezüge“ „Rhema“, „Dicent“ und „Argument“ bezeichnen also verschiedene „Kontexte“ bzw. verschiedene „Zusammenhänge von Wörtern“, die beschreibbar sein müssen. Da „Zusammenhang“ ein topologischer Begriff ist, d. h. Umgebungseigenschaften ausdrückt, die Gegenstand topologischer Untersuchungen sind, ist es vorteilhaft, die „Zusammenhänge“, die wir semiotisch als „Rhema“, „Dicent“ und „Argument“ einführen, topologisch zu charakterisieren, soweit das nicht schon durch die Angabe „weder wahres, noch falsches Zeichen“ für „Rhema“, „Zeichen, das der Behauptung fähig ist“ für „Dicent“ und „Zeichen eines Zustandes“, eines „gesetzmäßigen Zusammenhanges“ für „Argument“ geschehen ist. Wir übertragen dazu die Vorstellungen der Topologie der Mengen von Punkten auf eine mögliche Topologie der Menge von Wörtern, deren jedes nur einmal vorkommen soll und als verschieden vom anderen angesehen wird, wenn es „material“ von ihm unterschieden werden kann. Wir setzen einen solchen allgemeinen, universalen Wortraum als ein Repertoire voraus, aus dem wir Wörter zu geordneten Texten selektieren und kombinieren können.

Jedes einzelne Wort oder beliebige Sequenzen von Wörtern, die als solche wie das „Rhema“ nicht der Behauptung fähig oder weder wahr noch falsch sind, lassen sich dann in diesem universalen Wortraum als „separierbar“ auffassen, als prinzipiell abtrennbar von anderen Wörtern, und wir sagen alsdann, daß das, was in dieser Weise „separierbar“ ist, keinen „Zusammenhang“ bildet. Die semiotische Charakteristik als „Rhema“ würde der texttopologischen Charakteristik, „separierbar“ zu sein, entsprechen. Wörter bzw. Sequenzen von Wörtern bilden ein (nicht der Behauptung fähiges) „Rhema“, wenn sie einem „separierbaren“ Textraum angehören.

Nun wird in der Topologie der Mengen (von Punkten) der Begriff „Zusammenhang“ mit Hilfe der Begriffe „offen“ und „abgeschlossen“ eingeführt. Eine Menge von Punkten heißt (im Raum aller Punkte) „offen“, wenn sie nur „innere“ Punkte enthält. Auf den universalen Textraum übertragen würde das heißen, daß Wörter oder Sequenzen von Wörtern „offen“ sind, wenn sie „ungesättigt“ (im Sinne Freges) oder, wie wir allgemeiner sagen wollen, „ergänzbar“ sind. Substantive als namentlich fungierende „Symbole“ für „Subjekte“ sind „abgeschlossen“ bzw. „gesättigt“, „ergänzungsfrei“. „Prädikate“ sind „ungesättigt“, „offen“, „ergänzbar“.

Ein topologischer Raum wird als „zusammenhängend“ bezeichnet, wenn er „keine Aufteilung“ in „zwei nichtleere offene Teilmengen“ erlaubt. Dementsprechend ist eine Sequenz von Wörtern als „Zusammenhang“ anzusehen, wenn sie keine Aufteilung in zwei nichtleere offene Teilsequenzen gestattet, derart, daß wenn der eine Teil als „offen“ (Prädikat) gilt, der andere „abgeschlossen“ (Subjekt) ist.

In diesem Sinne ist ein „Satz“ wie „Die Rose ist rot“, der der Behauptung fähig und wahr oder falsch ist und der aus dem „abgeschlossenen“ Teil „Die Rose“ und dem „offenen“ Teil „ist rot“ besteht, semiotisch ein „Dicent“ und texttopologisch ein „Zusammenhang“. Im Unterschied zu einem „Rhema“ setzt also ein „Dicent“ einen nichtseparierbaren, „zusammenhängenden“ Wortraum voraus.

Der reine Fall eines solchen „zusammenhängenden“ Wortraums wäre mit einer fixierten Carnap'schen L-Sprache gegeben, die auf „Individuen“ und „Eigenschaften“ reduziert ist und in der, wenn es n Individuen und P Eigenschaften gibt, genau $n \cdot P$ atomare Sätze, also „Dicents“ gibt, denen $2^{n \cdot P}$ „Zustandsbeschreibungen“, also „Argumente“, entsprechen. Denn zweifellos bestehen „Argumente“ aus „Dicents“, und zwar, da sie sowohl die „Prämissen“ wie auch die „Konklusionen“ enthalten sollen, aus abgeschlossenen Mengen von „Dicents“, entsprechend der Auffassung, daß ein Be-

weis erst der vollständige Satz ist. Wir waren ausgegangen von der kontextlichen Auffassung der „Bedeutung“. Die text-topologische Kennzeichnung des Kontextes führte zu drei Bestimmungen des „Kontextes“: zu „separierbaren“ Wortsequenzen, zu „zusammenhängenden“ Wortsequenzen und zu „vollständigen zusammenhängenden“ Wortsequenzen, die semiotisch als „Rhema“, als „Dicent“ und als „Argument“ im „Interpretantenbezug“ aufzufassen sind und die als „kodierte“ Objektbezüge die drei möglichen Kategorien kontextlicher „Bedeutungen“ darstellen, unter denen das „Universum des Mitteilbaren“ überhaupt apperzipiert werden kann.

Es gibt nun nach Elisabeth Walther eine Möglichkeit, die drei Bedeutungsklassen „Rhema“, „Dicent“ und „Argument“ noch differenzierter zu beschreiben, wenn man nicht nur von der triadischen Zeichenrelation mit ihren Unterteilungen, sondern von den 10 Hauptzeichenklassen, die Peirce einführte, ausgeht. Zur besseren Übersicht gibt sie diese Zeichenklassen in einer Anordnung, die die rhematischen, dicentischen und argumentischen Klassen zusammenfaßt:

- 1) rhematisch iconisches Qualizeichen
- 2) rhematisch iconisches Sinzeichen
- 3) rhematisch iconisches Legizeichen
- 4) rhematisch indexikalisches Sinzeichen
- 5) rhematisch indexikalisches Legizeichen
- 6) rhematisch symbolisches Legizeichen
- 7) dicentisch indexikalisches Sinzeichen
- 8) dicentisch indexikalisches Legizeichen
- 9) dicentisch symbolisches Legizeichen
- 10) argumentisch symbolisches Legizeichen

Aus der blockartigen Anordnung wird deutlich, daß der rhematische Bereich sechs Zeichenklassen umfaßt, der dicentische nur drei und der argumentische nur aus einer einzigen Zeichenklasse besteht.

Da in jeder Zeichenklasse der Mittel-, Objekt- und Interpretantenbezug vereinigt ist und wir in einer jeden Zeichenklasse entweder einen rhematischen, dicentischen oder argumentischen Interpretantenbezug feststellen, kann man diese zehn Zeichenklassen auch rhematische, dicentische oder argumentische Bedeutungsklassen nennen.

Elisabeth Walther gibt für jede der zehn Klassen je ein Beispiel an:

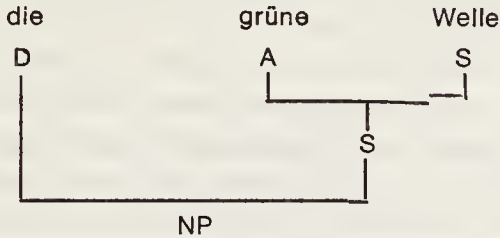
- 1) „ist rot“ (Qualität oder Eigenschaft eines Gegenstandes)
- 2) „auf den Knien meines Herzens“ (Metapher)
- 3) „A des B“ (Schema der Genitiv-Metapher)
- 4) „Napoleon Bonaparte“ (Eigennamen oder spontane Ausrufe wie „yeah, yeah!“)
- 5) „die letzte“ (auf einen bestimmten Gegenstand hinweisend)
- 6) „Rose“ (allgemeiner Name)
- 7) „Das Thermometer zeigt heute +25 Grad Celsius“ oder ein anderer Beobachtungssatz.
- 8) „Halt!“ oder „Du sollst nicht töten!“ oder ein anderes Gebot oder Verbot.
- 9) „Die Rose ist eine Blume.“ oder ein anderer logischer Atomsatz.
- 10) $(p. (p \rightarrow q)) \rightarrow q$ oder ein anderes Axiom oder Theorem des Aussagenkalküls oder eines anderen formalen Systems.

Selbstverständlich sind diese Beispiele nicht erschöpfend, sondern geben nur eine Andeutung möglicher Klassifikation sprachlicher Ausdrücke mit Hilfe dieser Zeichen- oder Bedeutungsklassen.

Das generative grammatische Schema des sprachlichen Aufbaus einer Nominalphrase wie „Die grüne Welle“, das die Existenz grammatischer Kategorien bzw. Wortarten voraussetzt, kann nun auf Grund vorstehender Darlegungen durch ein generatives semiotisches Schema ergänzt werden.

Mit M. Bierwisch verwenden wir die Symbole A für Adjektiv,

D für Artikel, S für Substantiv und NP für Nominalphrase.
 Dann gilt für die Konstituentenstruktur der Nominalphrase
 „Die grüne Welle“ folgendes Schema

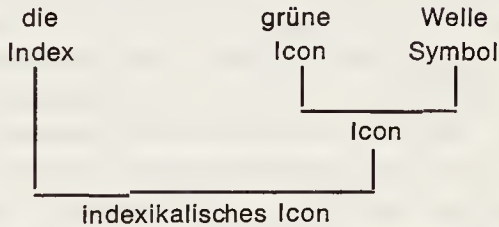


und folgendes Regelsystem (Formations- und Belegungsregeln nach Bierwisch):

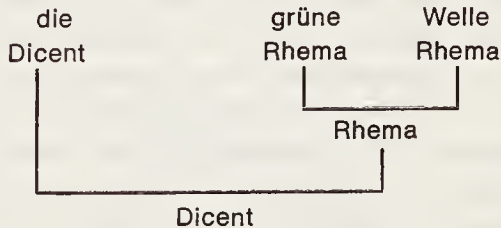
- F'1: NP → D + S'
- F'2: S' → A + S
- B'1: D → die
- B'2: A → neue, gute, grüne . . .
- B'3: S → Zeit, Maschine, Welle . . .

Als semiotisches Analogon ergibt sich:

im Objektbezug



im Interpretantenbezug



Als entsprechende semiotische Regeln (SFo und SFi) sind wirksam:

Im Objektbezug: SFo 1: indexikalisches Icon

→ Index + Icon

SFo 2: Icon → Icon + Symbol

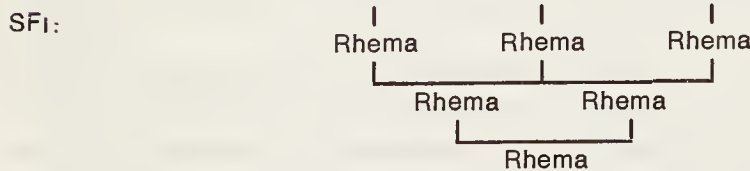
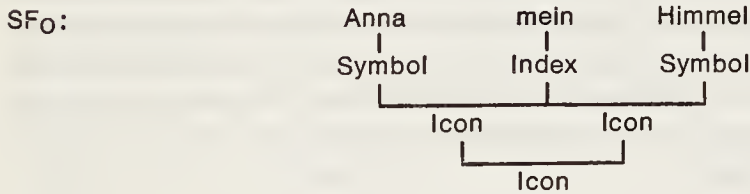
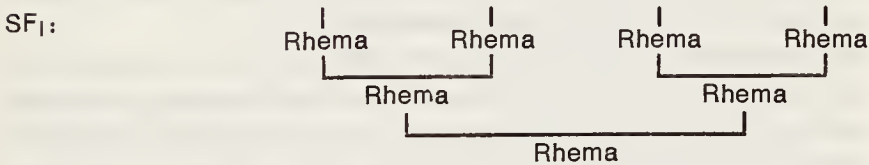
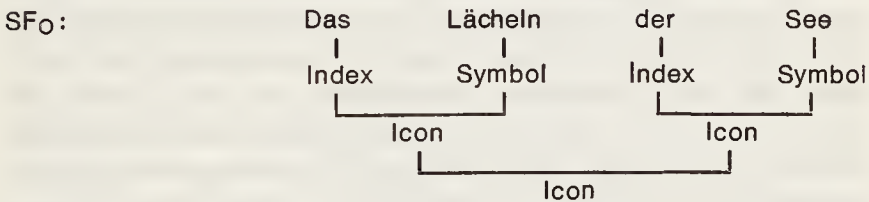
Im Interpretantenbezug:

SFi 1: Dicent → Dicent + Rhema

SFi 2: Rhema → Rhema + Rhema

Die Nominalphrase „Die grüne Welle“, eine „triadische Zeichenrelation“, ist im „Objektbezug“ ein „indexikalisches Icon“, hat also zugleich „anzeigenden“ und „übereinstimmenden“ Zeichencharakter; im „Interpretantenbezug“ hingegen erweist es sich als „dicentischer Zusammenhang“, sofern das Dicent „Artikel“ als „abgeschlossen“ und das Rhema „Adjektiv + Substantiv“ als „offen“ angesehen werden muß, so daß sich also ein „Zusammenhang“ ergibt, der „behauptet“ werden kann. Der Sinn des Ausdrucks „Bedeutung“ tritt in dieser Analyse klar hervor. Das „Was“, das etwas „bedeutet“, ist ein „Objektbezug“, und das „Wie“ dieses „Was“, das etwas „bedeutet“, ist dessen „Interpretantenbezug“; der „Interpretantenbezug“ ist also im eigentlichen Sinne die „Bedeutung“. Es ist ein Zeichen „Die grüne Welle“ gegeben; sein „Objektbezug“ ist ein „indexikalisches Icon“, durch das eine bestimmte Art von Verkehr bezeichnet wird; doch das „Was“, das so bezeichnet ist, „bedeutet“ an und für sich noch nichts. Erst im „Interpretantenbezug“ gewinnt das, was bezeichnet wurde, seine „Bedeutung“, nämlich, daß es „behauptet“ werden kann, und es („Die grüne Welle“) kann „behauptet“ werden, weil es „Dicent“ ist. Selbstverständlich kann die semiotische Konstituierung einer „Bedeutung“ innerhalb einer grammatischen Struktur noch über die Nominalphrase hinaus erweitert werden. Dabei können, wie schon angedeutet, „rhematische“ Bedeutungen aufgebaut werden, die, wie die Metapher, nicht „behauptet“ werden können und weder wahr noch falsch sind. Im Prinzip sind die „rhematischen“ Bedeutungen „einwortige Zusammenhänge“, und die

„rhematischen“ Metaphern lassen dieses Prinzip erkennen, sofern jede stellvertretende Verwendung eines Wortes für ein anderes, z. B. „Goldfisch“ für „Kind“ oder „Meine“ für „Anna“, schon metaphorisch ist, und jedes Wort, wenn wir die Menge der Wörter als \aleph_0 (Aleph Null, Mächtigkeit der abzählbar unendlichen Mengen) annehmen dürfen, 2^{\aleph_0} (Mächtigkeit des Kontinuums) Stellvertreter, also „rhematische“ Bedeutungen besitzt. Das semiotische Konstituentenschema der Metapher zeigt übrigens in jedem Falle die Struktur der rhematisch-iconischen Zeichenklasse:



Ersichtlich ist, daß die „rhematische“ Bedeutung, versteht man sie richtig, aus dem Modell der beliebigen Stellvertre-

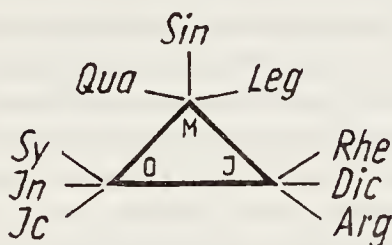
tung eines Wortes durch ein anderes, keinen eindeutigen semantischen Aspekt besitzt, vielmehr „freie“, „offene“ Bedeutung ist.

Indem man in der triadischen Zeichenoperation (O^t) zwischen Adjunktion (additiver Verkettung), Iteration (Potenzmengenbildung) und Superisation (Verkettung und Potenzmengenbildung) unterscheidet, wird die Frage berechtigt, als was die Prozesse SFo 1, SFo 2, SFi 1 und SFi 2 zu kennzeichnen sind. Es ist leicht zu sehen, daß es sich, was die Konstituierung des „Zeichens“ für die Nominalphrase als Ganzes, also als dicentischen „Zusammenhang“, als Kontext anbetrifft, um eine Superisation handelt, in der eine additive Verkettung und eine Iteration wirksam werden. Hinzugefügt muß werden, daß eine adjunktive Superisation in der Sprache im allgemeinen zur Bildung von mengenbestimmten Gattungsnamen (Tier, Blume) führt, während die klassenbestimmten, kategorialen Abstrakta (Ursache, Raum, Geist, Musik) durch iterative Superisation gebildet werden.

Abschließend möchte ich betonen, daß die semiotischen Konstituierungen der „Bedeutungen“ innerhalb einer grammatischen Struktur natürlich erweitert und verfeinert gedacht werden muß. Ich wollte hier nur das Prinzip des Erzeugungsschemas einführen. Wesentlich war mir dabei zu zeigen, daß eine generative Grammatik, ergänzt durch eine generative Semiotik, zu einer generativen Semantik führen kann, die wiederum für den Aufbau einer generativen Ästhetik in Texten wichtig sein würde.

Semiotische Texttheorie

Eine bemerkenswerte Anwendung findet die allgemeine Semiotik in der Texttheorie. Hier dient sie der analytischen Klassifikation, und zwar, wie wir sehen werden, in ästhetischer und in semantischer Hinsicht. Wir werden das Verfahren als Textklassifikationsanalyse bezeichnen. Um ihren Ablauf verständlich zu machen, ist es notwendig, sich das triadische Zeichenschema zu vergegenwärtigen.



Die semiotische Textklassifikation, die den Text in seiner vorgegebenen Ganzheit als ein Zeichen im Sinne des triadischen Schemas auffaßt, geht insofern analytisch vor, als sie ihn im Hinblick auf die drei Zeichenrelationen, in denen er eben als „Zeichen“ fungiert, nämlich als „Mittel“, als „Objektbezug“ und als „Interpretantenbezug“ untersucht. Es ist wichtig, dabei festzuhalten, daß der Text, aufgefaßt als sprachliches „Mittel“ pure „Materialität“, linguistische Eigenwelt ist.

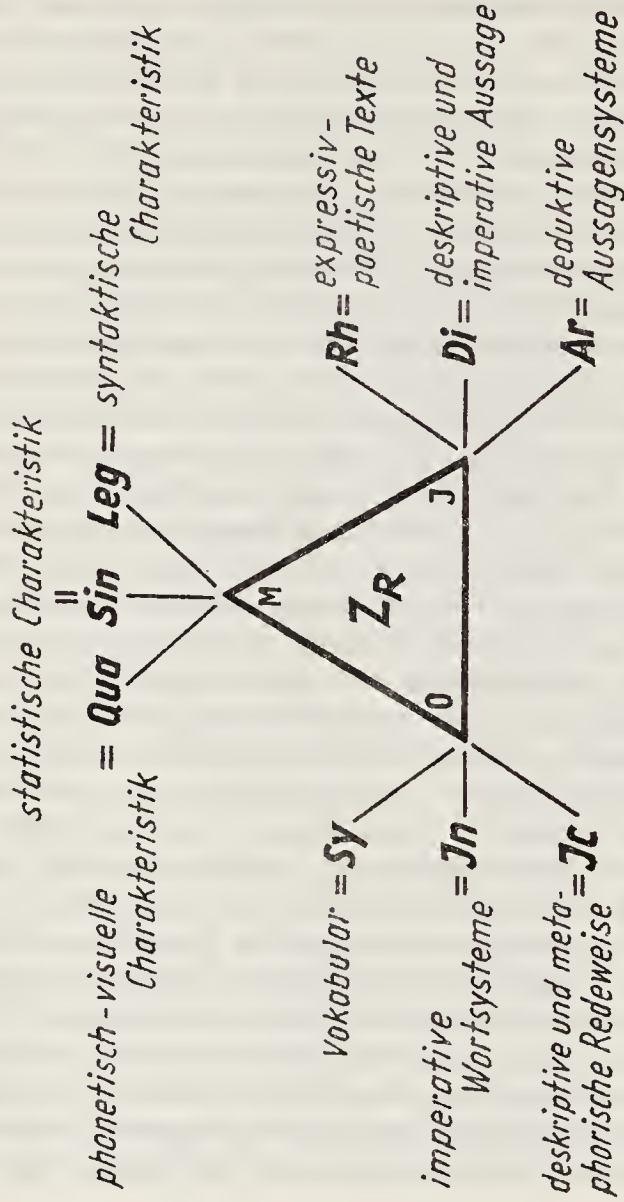
In seiner Eigenschaft als sprachliches „Mittel“ kann also ein Text gemäß den semiotischen Komponenten des „Mittels“ sowohl „Qualizeichen“, Sinzeichen“ und „Legizeichen“ sein. Die Analyse muß ergeben, welcher spezielle Zeichencharakter dominiert, d. h. für den Text kennzeichnend ist. Dabei ist zu berücksichtigen, daß der „Qualizeichen“-Charakter eines

Textes durch seine phonetisch-visuelle Materialität gegeben wird, also durch das System akustischer und optischer Gliederungsmöglichkeiten, darin auch die Momente der Interjektion, der Evokation, der Rhythmik, der Periodizität, des Satzspiegels, der druckgraphischen Anordnung usw. enthalten sind. Der „Legizeichen“-Charakter des Textes ist durch den grammatisch-syntaktischen Aufbau der Sprache bestimmt, also durch alle Momente, die der Sprache des Textes das Kennzeichen gesetzmäßig verwendeter „Mittel“ verleihen. Der „Sinzeichen“-Charakter, der also die „Materialität“ des Textes zu einer singulären, originalen und innovativen macht und der somit ihren „ästhetischen Zustand“ spiegelt, wird durch alle ermittelbaren statistischen Merkmale bzw. „Stilcharakteristiken“ (wie mittlere Satzlängen, Silbentropien, Silbenzahlen usw. nach Guiraud und Fucks) definiert. Desgleichen bestimmen natürlich die statistisch feststellbaren „ästhetischen Maßzahlen“ der „Informations“- und „Redundanzbeträge“ den Text als materiales „Sinzeichen“. Man muß ganz allgemein daran denken, daß der „ästhetische Zustand“ sich von einem „physikalischen“ stets material nur dadurch unterscheidet, daß er innovativer und selektiver Natur ist, also in „allen seinen Momenten“ immer auch „anders sein“ kann (wie es Nietzsche ausgedrückt hat), also nicht definit „wirklich“, sondern definit „möglich“ ist, was eben durch das statistisch definierte „Sinzeichen“ erkennbar wird.

Betrachten wir nun den Text als „Zeichen“ im „Objektbezug“, dann kann er als „Symbol“, als „Index“ und als „Icon“ gegeben sein. „Symbol“ ist der Text als Menge von Wörtern, als Vokabular. „Index“ hingegen ist ein Text, wenn er in seiner Gesamtheit nicht als deskriptives, sondern als imperatives System von Sätzen aufgefaßt werden kann, als System von Geboten, Verboten, Handlungsanweisungen, Fragen oder als Werbung. (In dieser Hinsicht geben z. B. Brecht und Bloch vielfach „indexikalische“ Texte, während Kafka oder Proust,

sofern ihre Epik ein System deskriptiver Sätze über eine fiktive oder reflektierte Welt darstellt, „iconische“ Texte bieten). Metasprachliche Systeme von Sätzen, die z. B. über die Durchführung mathematischer Beweise sprechen, sind als „indexikalische“ Texte zu bezeichnen. Objektsprachliche Darstellungen in der Form deskriptiver Sätze sind „iconische“ Texte. Ihre „iconisch“ vollkommene Form scheinen sie in der metaphorischen Redeweise zu gewinnen. Schließlich der Text als „Zeichen“ im „Interpretantenbezug“. Hier kann er gemäß der triadischen Zeichenrelation „Rhema“, „Dicent“ oder „Argument“ sein. Offene, ungesättigte, unvollständige Redeweisen neigen zur Bildung von „rhematischen“ Texten, kennzeichnend für expressive, hochinterjektive Poesie, für Sprache, die primär „Ausdruck“, nicht „Darstellung“ ist. Ein Text, der als Menge deskriptiver Sätze über eine fiktionale oder nichtfiktionale Welt aufgefaßt werden darf, entwickelt sich im semiotischen „Interpretantenbezug“ durchweg als „Dicent“. Ist der Text im „Objektbezug“ ein System imperativer Sätze, also ein „indexikalisches“, kein „iconisches“ System, so kann er im „Interpretantenbezug“ als „Dicent“ gekennzeichnet werden, das nicht, wie üblich, „behauptenden“, sondern „zustimmenden“ Charakter besitzt. Z. B. sind „Bekennnisse“ zu einer Weltanschauung, politischen Konzeption, Religion oder zu einer Schuld oder Unschuld stets Zustimmung-„Dicents“. Ganz allgemein kann man das „deskriptive“ Dicent als „Ortho-Dicent“, das „imperative“ Dicent als „Para-Dicent“ bezeichnen. Endlich zum Text als „Argument“. Ein Text ist „Argument“, wenn er in seiner Gesamtheit die notwendige Bedingung für jeden seiner Sätze, die natürlich Dicents sind, darstellt. Schlußfiguren, Deduktionsketten, Beweise stellen Texte mit der Kennzeichnung „Argument“ dar. Aber auch die bekannten „Wenn-so-Texte“, die z. B. bei Kafka auftauchen („Der plötzliche Spaziergang“), können als (epische) „Argumente“ angesehen werden. Nach dieser Einführung läßt sich das Schema der semioti-

schen Textklassifikationsanalyse etwa folgendermaßen figürlich darstellen:



Es kann, nach Peirce, alles als „Zeichen“ fungieren, was zum Zeichen erklärt wird. Das heißt aber dann, daß es in der triadischen „Zeichenrelation“ zu fungieren hat, in der es als „Mittel“, im „Objektbezug“ und im „Interpretantenbezug“ bestimmt werden muß. Eine „Semiotik“ ist ein kontrollierbares Interpretationssystem, aber andererseits ist jede Interpretation ein semiotisches System.

Wichtig scheint mir noch die Erörterung zweier allgemeiner und zusammenhängender Zeichenprozesse, die von Hegel und Peirce eingeführt wurden und die im Rahmen ästhetischer Vorgänge oft Quellen „unwahrscheinlicher Ordnungen“ sind: „Degradation“ und „Degeneration“ eines Zeichens. Im zweiten Teil seiner „Ästhetik“, im Kapitel über den „Gestaltungsprozeß der klassischen Kunstform“, macht Hegel unter dem Stichwort „Degradation des Tierischen“ auf die Herabsetzung der Bedeutung des Tierischen in der klassischen Kunst im Verhältnis seiner früheren Rolle als Ausdruck des Göttlichen aufmerksam. Er nennt diesen Bedeutungsverlust „Degradation“. Peirce, unabhängig von Hegel, spricht später von „Degeneration“ eines Zeichens, wenn es als Abkömmling im Sinne einer Abschwächung eines vorangehenden Zeichens aufgefaßt werden kann. „Degeneration“ kann im Verhältnis zur „Degradation“ als der allgemeinere Prozeß bzw. Zustand der abschwächenden Ableitung eines Zeichens aus einem anderen gelten.

Unter der Voraussetzung der „triadischen Zeichenrelation“ läßt sich die „Degeneration“ selbst triadisch verfolgen. Man wird drei verschiedene Formen dieser Degeneration eines Zeichens unterscheiden müssen:

1. Degeneration eines Zeichens innerhalb der Komponenten der „triadischen Relation“, also die Degeneration des „Mittelbezugs“ zum „Objektbezug“ und umgekehrt, die Degeneration des „Objektbezugs“ zum „Interpretantenbezug“ und umgekehrt und die Degeneration des „Interpretantenbezugs“ zum „Mittelbezug“ und umgekehrt;

2. Degeneration eines Zeichens innerhalb der Komponenten der einzelnen Relationen der „triadischen Relation“, also innerhalb des „Mittelbezugs“, des „Objektbezugs“ und des „Interpretantenbezugs“ selbst;
3. Degeneration innerhalb der einzelnen Komponente der einzelnen Relation der „triadischen Relation“, also z.B. innerhalb der „Qualizeichen“, der „Icône“ oder der „Argumente“.

Beispiele zum ersten Fall:

Degeneration des „Mittelbezugs“ zum „Objektbezug“: der „Laut“ im „Lautgedicht“.

Degeneration des „Objektbezugs“ zum „Mittelbezug“: das „Geräusch“ eines herannahenden Zugs, das zum „Pfiff“ entartet.

Degeneration des „Objektbezugs“ zum „Interpretantenbezug“: die Verwendung der Begriffe „Punkt“, „Gerade“, „Ebene“ in Hilberts axiomatischem Aufbau der Geometrie.

Degeneration des „Interpretantenbezugs“ zum „Objektbezug“: Hegels „Degradation des Tierischen“.

Degeneration des „Interpretantenbezugs“ zum „Mittelbezug“: Lautmalerei in der Sprache, die auch als Beispiel für den umgekehrten Degenerationsvorgang betrachtet werden kann.

Beispiele zum zweiten Fall:

Degeneration eines Qualizeichens zu einem Legizeichen: einer Farbe zu ihrer Frequenz.

Degeneration eines Icons zu einem Symbol: Zurückführung des „Wellenbildes“ der klassischen Optik auf die Lösungsprobleme der Schrödingerschen Differentialgleichung in der „Wellenmechanik“.

Degeneration eines Arguments zum Dicot: Übergang vom Beweis zum Theorem.

Beispiele zum dritten Fall:

Degeneration eines Qualizeichens (materiale Degeneration): Verzerrung, Intensivierung, Teilung, Beschattung, Verzierung, Verdunkelung u. dergl.

Degeneration eines Sinzeichens (statistische Degeneration): Verdoppelung, Vervielfältigung, Symmetrie.

Degeneration eines Legzeichens (syntaktische Degeneration): Anwachsen der Ausnahmen der Regel, Störung der Regel.

Degeneration eines Icons: Abstrahierung, Formalisation des Abbildes.

Degeneration eines Index: Ersetzung des Namens durch eine Nummer.

Degeneration eines Symbols: Abkürzung eines Wortes durch seinen Anfangsbuchstaben, Übergang zum Gattungsbegriff.

Degeneration eines Rhemas: Ersetzung einer Metapher durch eine triviale Beschreibung bzw. Verallgemeinerung der Beschreibung.

Degeneration eines Dicents: Verallgemeinerung einer Behauptung.

Degeneration eines Arguments: Verallgemeinerung eines Beweises.

Literaturverzeichnis:

1. Charles Sanders Peirce, Über Zeichen, Serle „rot“, Nr. 20, Stuttgart 1965, Ed. Elisabeth Walther.
2. Elisabeth Walther, Die Begründung der Zeichentheorie bei Ch. S. Peirce, in: Grundlagenstudien, Bd. 3, H. 2, 1962, Verlag Schnelle Quickborn.
3. M. Bierwisch, Ein Modell für die syntaktische Struktur deutscher Nominalgruppen, in: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung, Bd. 14, H. 3, 1961, Akademie-Verlag Berlin.
4. Max Bense, Theorie der Texte, 1963, Kiepenheuer & Witsch Köln. — Aesthetica (neue Ausgabe) 1965, Agis-Verlag, Baden-Baden.
5. Charles Sanders Peirce: Die Festigung der Überzeugung und andere Schriften. Hrsg. Elisabeth Walther, 1967, Agis-Verlag, Baden-Baden.

B 840 .B4
Bense, Max, 1910-
Semiotik.

010101 000



0 1163 0210547 7
TRENT UNIVERSITY

B840 .B4

Bense, Max
Semiotik

DATE	ISSUE NO.
	167327

167327

